Der sechste Theil enthält.

1) Abhandlung vom alten Rätien, zwote Abtheilung.

2) Lieder, die alte uud neue Welt.

3) Der die gantze Welt despotisch regierende Monarch.

4) Die Herrschafft der Frauen, eine Ode.

5) Der verbannte Verdruß.

6) Rede von dem Nuzen der Mathematick in der Beredsamkeit, bey seinem Eintritt in die Gesellschaft gehalten von U. . .

7) Den Tod seiner herzlich geliebten Schwester welche in 12. Stunden nach überstandenen Geburtsschmertzen von einer grosen Anzahl noch unerzogner Kinder hinweg starb, beweinte durch nachstehende Ode.

I. Ab-

I. Abhandlung vom alten Rätien.

Zwote Abtheilung.

Alsdann, meine Herren! ist ein Wanderer in Gefahr irre zu gehen, und der rechten Strassen zu verfehlen, wann er bey finsterer Nacht, in einem dickbewachsenen Wald, auf ungebahnten Weegen wandelt, und keinen erfahrnen Führer hat. Alsdann mag ein auf dem unsichern und mit Sturm und Wellen kämpfenden Meere herumgeworffenes Schif leicht von seinem Lauf abkommen, und durch die tobende Winde, an ein fremdes Land verschlagen werden, wann sich kein guter Compas und Steuermann darauf befindet. Und alsdann ist es schwehr einen Geschichtsschreiber der verflossenen alten Zeiten vorzustellen, wenn es an genugsamen Nachrichten und glaubwürdigen Vorgehern fehlet. Die Geschichtskunde unsers alten teutschen Vaterlandes hat hierinnen für andern einen Mangel. Eine stark finstere Nacht be-

herrschet selbige, und eine starke Dunkelheit umgiebet ihre Grenzen. Wo wir nur hinsehen, da werden wir keines Lichtes gewahr; Und ob sich schon hier und da ein Leitstern, wornach man sich richten könnte, zeiget, so giebt es doch hinwiederum so viele Irrwische, daß man nicht so bald auf den rechten Pfad gelangen kan. Die Barbarey, welche in den ältesten Zeiten bey nahe alle Völker beherrschet hatte, hat auch unter den alten Teutschen den vollkommenen Meister gespielet. Sie wußten weder von guten Sitten, noch Wissenschaften etwas. Wer mag sich wundern, daß wir keine Geschichtsschreiber bey solchen finden? Und, wem befremdet es, daß die Geschichte derselben so dunkel und ungewis ist? In einem dürren und wüsten Lande werden selten gute Quellen angetroffen, und bey einem ungesitteten Volk wenig gelehrte Nachrichten gefunden. Was die teutschen Priester, die Barden, in einigen, zum Lob ihrer verstorbenen Helden, verfertigten Gesängen gethan haben, ist ein weniges, und noch darzu nur mündlich auf die Nachkommen gebracht worden. Wer wird aber eine glaubwürdige Geschichte auf eine mündliche Erzehlung gründen? Welcher wird bey der Nachkommenschaft einen Glauben finden, wenn er eine vor etlich hundert Jahren geschehene Begebenheit vom Hörensagen beschreiben wollte? Es ist ja bekannt, wie vergeßlich das menschliche Gedächtnüs ist. Und was thut nicht manchmal der sträfliche Vorsatz jemand eine falsche Meinung aufzubürden! Die tägliche Erfahrung bestättiget es, ich darf mich nicht weiter auf die verflossene Zeiten berufen. Wir würden also von unseren alten teutschen Vaterland gar

kei-

keine Nachrichten haben, wann wir solche von den alten Teutschen haben müßten. Wir würden weder unsere Vorfahren in ihrer Gröse, noch ihre besessene Gegenden, und die damit öfters vorgegangenen Veränderungen wissen, wo uns nicht die gesitteten Römer solches zu wissen gemacht hätten. Allein, wie weit erstrecken sich diese römische Nachrichten? Können wir sie wohl bey allen teutschen Völkern zum Grund einer alten sichern Geschichtserzehlung legen? Keineswegs. Sie gehen in ihrer Zuverläßigkeit nicht weiter, als die römische Gränzen gegangen sind. Sie nehmen da ein Ende, wo das grose freye Teutschland seinen Anfang genommen hat. So sieht es mit den Geschichten unsers alten teutschen Vaterlandes aus. So dunkel und ungewis sind die Nachrichten, die wir von selbigen haben. Ich gestehe Ihnen dahero gerne, meine Herren! daß ich mich gewis niemalen in die alten Geschichte desselben würde gewagt haben, wann ich mir die darinnen im Weg liegende Hindernüsse, so lebhaft, wie jetzt, vor Augen gestellt hätte. Ich würde mich keiner so grosen Gefahr irre zu gehen, ausgesetzt haben, wo mir die Unsicherheit der Strassen genugsam bekannt gewesen wäre. So aber hat mich die Liebe zum Vaterland verblendet, und der Befehl, den ich von Ihnen, meine Herren! erhalten habe, zu einem Unternehmen verleitet, von dem ich noch nicht weiß, ob ich es zu Ihren Vergnügen hinaus führen werde. Ich bin kühn den Weg eingetretten, die Geschichte unsers Vaterlandes kürzlich zu beschreiben. Ich habe mich so weit darinnen gewaget, daß ich Ihnen bereits die erste Abtheilung davon vorgeleget habe. Nun soll ich weiter gehen;

Allein wo nehm ich Stof genug zum schreiben her? wo finde ich die rechten Quellen, woraus ich schöpfen kann? Die Römische Geschichte von Teutschland ist nicht so genau bestimmt, als ich die Meinige von unserm Vaterland, dem alten Rätien, bestimmen soll. Sie macht mir zwar die Völker dem Nahmen nach bekannt, aber nicht die eigentliche Sitze, welche diese gehabt haben. Vergeben Sie mir also, wenn ich meine Geschichtserzehlung nicht allemahl auf einen gewissen sichern Grund setzen kann, sondern bißweilen Muthmassungen zu Hülfe nehmen muß. Jedoch was hab ich nöthig bey Ihnen, meine Herren! allererst um Vergebung eines unvermeidlichen Fehlers zu bitten? Sie sind vorhin so billig, daß Sie mir solchen nicht zur Last legen werden. Ihre Redlichkeit ist viel zu gros, als daß ich ein Mißtrauen darein setzen sollte. Ich verlasse mich darauf. Finden Sie, daß ich in meiner Geschichtserzehlung vom rechten Weg abgekommen bin, führen Sie mich einen bessern. Ich will mich gerne leiten lassen. Ich will meinen Fehler erkennen und Ihnen folgen.

Sie erinnern sich noch, meine Herren! was ich Ihnen in meiner ersten Abhandlung von dem alten Rätien, überhaupt und in seinem weiten Umfang begriffen, gesagt habe. Ich bemerkte darinnen dessen weitläuftige Grenzen. Ich zeigte Ihnen die Abwechslungen und Veränderungen, die sich in demselben ergeben haben. Sie sahen es Anfangs in seiner Freyheit unter den Teutschen, nachgehends erblickten Sie solches unter der Herrschaft der Römer,

und

endlich wurden Sie dasselbe in den Händen der Schwaben und Allemannen eines teutschen Volks, wiederum gewahr. So weit bin ich damahlen gekommen. So viele wichtige Veränderungen habe ich von dem alten Rätien bemerkt. Allein diese sind es noch nicht alle. Es finden sich noch mehrere in den Geschichten aufgezeichnet. Das allgemeine Schicksal der Völker verändert gemeiniglich mit der Herrschaft auch den Namen derselben. Wir sehen dieses an verschiedenen Beyspielen, und unter andern auch an unserem alten Rätien. Sie werden dieses Land von der Zeit, da es die Schwaben und Allemannen in ihren Besitz bekommen haben, nicht mehr unter seinem alten Namen antreffen. Sie müssen es unter einer ganz andern Benennung suchen. Doch so groß auch alle diese mit Rätien vorgegangene Veränderungen gewesen sind; so haben sie doch nicht so viel vermocht, daß dessen Name und Gedächtnüs gänzlich vertilget worden wäre. Die Mutter lebt gemeiniglich noch in der Tochter, und unser altes Rätien führt seinen Namen in unserm heutigen Ries fort. Wie es an Macht und Ansehen in dem Alterthum gewachsen ist, so hat es in der Folge der Zeit auch hieran wieder abgenommen, zu einem sichern Kennzeichen, daß nichts unveränderlichers als die Veränderlichkeit der Zeit und nichts beständigers, als die Unbeständigkeit des Glückes ist.

Wir finden heutiges Tages nichts mehr davon, als eine kleine Gegend, welche in dem Fürstenthum Oettingen liegt, und das Ries genennet wird. So

weitläuftig das alte Rätien in seinem Umfange gewesen ist; so eng ist dieses heutige in seinen Grenzen. Seine Gröse beträgt nicht mehr als ohngefehr drey teutsche Meilen im Durchschnitt, seine Anmuth und Fruchtbarkeit hingegen macht dem grösten Land den Vorzug streitig. Wir halten es mit gutem Grund für einen kleinen Uberrest des alten Rätiens, ob wir gleich sonst nicht läugnen können, daß selbiges in dessen alten Grenzen nicht eingeschlossen, sondern durch die Donau von solcher unterschieden gewesen ist. Aber eben dieses giebt uns Anlas, daß wir eine wichtige Untersuchung anstellen, und wie es seine Benennung erhalten hat, erforschen müssen. Es ist eine vorzügliche Pflicht eines Geschichtsschreibers, daß derselbe, wann er auch schon nur den Zustand einer kleinen Gegend beschreiben will, den Grund darzu aus den aller ältesten Zeiten herholet. Er gelangt dadurch auf eine leichtere Art zu seinem Zweck und findet dasjenige am ersten, was er am begierigsten suchet.

Erlauben Sie mir dahero, meine Herren! daß ich Sie in das Alterthum zuruck führe. Was erblicken Sie da für ein Volck in unsern Gegenden? Ich glaube, ich mache es höchst wahrscheinlich, wo nicht ganz gewis, wann ich die Haruder, ein berühmtes altes teutsches Volck, darein setze. Sowohl ihre ingehabte Gegend, als auch deren von den alten Geschichtsschreibern bezeichnete Grenzen, bestärken diese meine Vermuthung: Dann jene begrief einen Theil von Franken, der Ober-Pfalz und Schwaben in sich; diese hingegen erstreckten sich von den

Mar-

Marcomannen und Sedusiern biß an der Nariscer Gebiet. (a) Urtheilen Sie nun selbst meine Herren! ob ich recht geurtheilt. Forschen Sie selbst, ob nicht unser heutiges Ries dasjenige Stückgen von Schwaben ist, welches zu der Haruder Landschaft gehört hat. Ich weiß, Sie geben mir Beyfall.

Doch ich will es hierbey noch nicht bewenden lassen. Ich will meine Pflichten weiter ausdehnen. Ich will Ihnen, meine Herren! eine nähere Beschreibung von den Harudern selbst machen. So leicht es ist mit vereinigten und zusammengesezten Kräften einen Feind zu besiegen, so schwehr ist es im Gegentheil sich gegen selbigen zu vertheidigen, wann man sich nur allein befindet und keine Bundsgenossen hat. Es pflegten dahero die alten teutschen Völker sich gerne mit andern zu vereinigen, und ihre Kräften dadurch zu vermehren. Wir lesen davon viele Exempel in den alten Geschichten. Unsere Haruder selbst stellen sich uns hierinnen zu einem Beyspiel dar. Sie glaubten nur alsdann für ihren Feinden recht sicher zu seyn, wann sie niemals sicher wären, und in den besten Vertheidigungsstand sich zu befinden, wann sie sich mit andern Völkern in ei-

(a) Cluver in Germ. antiqua L. III. C. III. macht uns diese Bezeichnung der Harudischen Grenzen. Er läßt solche auf einer Seiten bey den Marcomannen und Sedusiern anfangen, auf der andern, in der Nariscer Gebiet, biß an Ingolstatt fortreichen, und endlich von dar in einer geraden Linie hinauf, bey dem Ursprung des Mayns sich endigen.

einem Bündnüß befinden. In dieser Absicht gesellten sie sich zu den Marcomannen und Sedusiern, und machten mit denselben nur ein einziges groses Volk aus, da sie doch aus 3. verschiedenen kleinen Völkern bestunden. Wie aber zu der Vertheidigung und der Aufnahm eines Landes nicht nur eine grose Macht und zahlreiche Mannschaft, sondern auch ein kluger Anführer und Regierer derselben erfordert wird; also wurden unsere Haruder sich wenig Nutzen durch ihre Verbindung mit den Marcomannen und Sedusiern verschaft haben, wo sie nicht zugleich wegen ihrer Regierung Sorge getragen hätten.

Die Staatisten ziehen unter den bekannten 3. Regierungs Formen mehrentheils die Monarchische der Aristokratischen und Demokratischen vor. Sie halten es einem Reich für weit vortheilhafter, wann selbiges statt mehrerer nur einen Regenten über sich hat. Sie haben auch hierinnen vollkommen recht. Dann wo verschiedene herrschen, da sind auch verschiedene Meinungen, und nicht selten wird bey Nebenabsichten die Hauptabsicht vergessen. Denken sie aber ja nicht, meine Herren! daß dieser politische Grundsatz nur erst in den neuern Zeiten entdecket worden sey. Er ist schon in dem Alterthum bekannt gewesen. Unsere Haruder und die mit ihnen vereinigten Völker haben solchen schon zu ihrer Zeit in Ausübung gebracht. Sie führten unter ihnen die Monarchische Regiments Form ein, ohnerachtet man vermuthen sollte, daß die Demokratische oder Aristokratische ihren freyen Sinn gemäser gewesen wä-

wäre. Weder die vornehmsten noch das Volk, sondern Könige hatten den Scepter in Händen.

Unter diesen ist der bekannte teutsche König Ariovist auch ihr König gewesen. (b) Wer aber weiß nicht, in was für einem Ansehen dieser Ariovist unter den Teutschen gestanden ist? Seine Ehrbegierde war ungemein gros und der Vorsatz, sich und sein Volk über andern zu erheben, bey ihm so stark, daß er keine Gefahr scheuete. Er fieng mit den in Gallien wohnenden Römern einen Krieg an, und solches aus keiner andern Ursach, als weil er diese Provinz selbst gerne gehabt hätte. Zu dem Ende gieng er mit einem zahlreichen Kriegsheer, bey welchem nur allein von den Harudern 24000. Mann sich befunden über den Rhein, und suchte seinen Endzweck mit Macht zu erreichen. Allein wie glücklich wär er gewesen, wann er nicht noch glücklicher hätte seyn wollen. Und welche gute Tage hätte er sich nicht in Teutschland machen können, wann er nicht bessere in Gallien gesucht hätte. So aber verließ er sich auf seine Macht, und sahe nicht, daß ihn das Glück bereits verlassen hatte. Er wollte

(b) Cæsar de bello Gall. L. I. C. 51. giebt zwar verschiedene teutsche Völker an, welche unter dem Commando des Ariovistens gestanden seyn sollen. Allein Spener in Notitia Germ. antiquæ L. IV. C. II. §. 3. hält mit gutem Grund dafür, daß die mehresten davon ihm wider die Gallier und Römer Hülffe geleistet haben, und daß selbiger also eigentlich nur der Haruder, Marcomannen und Sedusier König gewesen seye.

te die römische Provinz Gallien erobern und lief Gefahr seine eigene zu verlieren. Dadurch, daß er mit demjenigen, was er hatte, nicht zufrieden seyn wollte, wurde er nicht nur mit seinem Volk von den Römern geschlagen; sondern es raubte ihm auch ein unglücklicher Tod sein glückliches Leben. (c) Kron und Scepter liegen nunmehro darnieder, und die von ihm beherrschten Völker befinden sich ohne Oberhaupt.

Der Tod eines grosen Regenten pflegt gemeiniglich in einem Land und bey einem Volk grose Veränderungen nach sich zu ziehen. Die Vornehmsten desselben können sich nicht allemal, über die Wahl eines neuen Königs, vergleichen. Viele gedenken selbst den Thron zu besteigen, worauf sie einen andern erheben sollen. Es geschiehet dahero nicht selten, daß dasjenige in vielen Jahren nicht zu stand gebracht wird, was doch in kurzer Zeit hätte zu stand gebracht werden können. Sonder Zweifel hat es auch den Harudern an Einigkeit bey der neuen Kö-

nigs

(c) Diese unglückliche Schlacht und Niederlage der Teutschen geschahe im 695. Jahr nach Erbauung der Stadt Rom / und im 56. Jahr vor Christi Geburt. Cæsar L. I. C. 53. beschreibt dieselbe umständlich. Ob aber Ariovist dabey um das Leben gekommen, giebt er uns so deutlich nicht zu erkennen. Es ziehen dahero einige Scribenten solches in Zweifel, und glauben, daß selbiger erst lange hernach gestorben seye. Viele hingegen behaupten das Gegentheil, und beruffen sich auf eine andere Stelle des Cæsars L. V. C. 29. allwo dieser die Betrübnüs der Teutschen über des Ariovistens Tod anzeiget.

nigs Wahl gefehlet. Wir schliesen dieses daher, weil sie solche eine geraume Zeit aufgeschoben haben. Wie aber der Zustand eines Volkes nicht immerdar einerley bleibet, sondern mit den veränderten Zeiten, sich ebenfalls verändert; Also sind auch die Haruder mit ihren Bunds Verwandten nicht immer ohne Oberhaupt geblieben. Sie haben sich endlich wieder nach einen andern Regenten umgesehen, und diesen in der Person des tapfern Marcomannischen Fürsten Maroboden nach Wunsch gefunden. (d) Sowohl sein ausnehmender Verstand, als auch seine zu Rom erworbene Staats Wissenschaft, machte ihn hierzu vollkommen geschickt. Und da er auch noch überdies einen grosen Muth und Tapferkeit besas, so konnte sich sein Volk gute Hoffnung machen unter seinem Regiment glücklich zu werden. Es ist eine bey den Staatskundigen bekannte Regul: daß man ein groses, mächtiges Volk zwar zu einen guten Freund, aber zu keinen Nachbarn zu bekommen suchen solle. Ein kluger Fürst pflegt solches allemal zu beobachten, und eben dieses that auch unser Marobod. So angenehm ihm der Umgang mit den gesitteten Römern in der Fremde, zu Rom, gewesen ist; so übel gefiel ihm deren nahe Nachbahrschaft in Rä-

(d) Sowol Strabo L. VII. als Vellejus L. II C. 118. & 119. haben uns die von dem Moroboden dahier angebrachten Nachrichten aufgezeichnet. Jener beschreibt dessen Gelangung auf den Marcomannischen Königsthron, und was für Völcker er sich unterwürfig gemacht hat, dieser hingegen macht uns desselben Leibs- und Gemüths-Beschaffenheit auch vornehmes Geschlecht bekannt.

Rätien, da Er nach Haus zu den Seinigen kam. Er kannte derselben Ubermacht und Länder Begierde vollkommen. Er glaubte mit seinem Volk nicht sicher genug zu seyn, so lang er ein Nachbar der Römer seyn würde. Dieses veranlaßte ihn, daß er seine alten Sitze verlies und neue suchte. Hierzu schien ihm nun kein Land anständiger als das heutige Königreich Böhmen zu seyn. Dann seine Lage war so vortheilhaft, daß er nicht leichtlich einen Uberfall von den Römern befürchten dürfte. Er suchte daher solches zu erobern und dessen alte Bewohner, welche die Bojen waren, daraus zu verjagen. Alles gieng ihm nach Wunsch. Er hatte kaum diesen Entschlus gefasset, so ward er auch glücklich von ihm ausgeführet. Die Bojen machten ihm bey seiner Ankunft Platz, ohne daß er mit ihnen viele Mühe deshalben gehabt hätte. Ihr Land stund ihnen offen und der Königsthron ledig. Beyde wurden also in Besitz genommen. Jenes durch sein Volk und dieser von ihm. Auf solche Weise bekam Böhmen neue Völker: (e) unser Ries hingegen verlohr hierüber seine alten Bewohner.

Allein so wenig ein schönes und tugendhaftes Frauenzimmer ohne Liebhaber zu seyn pfleget; eben so wenig konnte auch dieses unser anmuthiges und fruchtbares Ries unbevölkert bleiben. Die Haru-

der

(e) Das Jahr, in welchem Marobod diese Völker nach Böhmen geführet hat, ist das 739. Jahr nach Erbauung der Stadt Rom und das 13. Jahr vor Christi Geburt gewesen; Als um welche Zeit die Römer Rätien in Besitz genommen haben.

der hatten solches kaum verlassen, als sich die Hermundurer, ein anderes teutsches Volk, welches seinen Sitz an der Saale hatte, darinnen niederliessen. (f.) Niemand, dem die Gewohnheit der alten Teutschen bekannt ist, wird sich über diese Veränderung verwundern. Nur denen muß solche fremd vorkommen, welche nicht gerne weit von den Gräbern ihrer Väter zu gehen pflegen. Teutschland war gröstentheils ein rauhes ungebautes Land, und daher kam es, daß dessen Bewohner immer ein besseres suchten. Sie begnügten sich niemals mit dem, was sie würklich hatten, sondern bemüheten sich beständig noch mehreres zu erhalten. Schon damalen sind die Absichten der Völker verschieden gewesen, eben so, wie sie es noch heutiges Tages sind. Die Haruder flohen für der Nachbarschaft der Römer in Rätien, und die Hermundurer suchten solche. Jene verliesen darüber ihr Land, und diese nahmen es deshalben in Besitz. Solchergestalt wurden Länder ohne Schwerdstreich erobert, die man in unsern Zeiten nur mit vielen Blutvergiesen zu erhalten pfleget.

(f) Einige Historienschreiber wollen zwar behaupten, daß die Haruder schon unter deu Hermundurern begriffen gewesen seyen, und diese also ihre Grenzen jederzeit von der Elbe biß an die Donau erstråket håtten. Es ist aber solches nicht wahrscheinlich, indem die bewährtesten Skribenten die Haruder zu den Marcomannen rechnen. Zudem haben sie niemals unter den Hermundurischen Königen sich befunden, sondern eigene gehabt. Wir halten daher mit dem Spen. in Notit. germ. antiq. L. VI. C. 5. mit guten Grund dafür, daß die Hermundurer allererst nach der Zeit, da die Haruder in Böhmen gegangen sind, ihre Grenzen biß an die Donau fortgerucket haben.

get. So leicht konnten die Hermundurer ihre Sitze erweitern, da andere dieselben freywillig verlassen hatten. Aber eben dieses verursacht bey uns eine neue Vermuthung. Wir können uns nicht bereden, daß die Hermundurer die Harudischen verlassenen Gegenden allein einbekommen haben. Wir glauben, daß die alten Rätier auch mit daran Theil genommen haben. Sie befanden sich diesen eben so nah, als jene, und da es dem natürlichen Trieb der teutschen Völker so gemäs gewesen ist, daß sie sich neue Wohnungen verschaft haben, so halten wir es für höchst wahrscheinlich, daß die Rätier über die Donau herüber gegangen seyen, und die ihnen nächst angelegene Gegend des verlassenen Harudischen Landes, welches unser Ries ist, sich zugeeignet haben.

Die Menschen suchen ihren Zustand immer vollkommener zu machen, und ein der Freyheit gewohntes Volk läßt nicht leicht eine Gelegenheit vorbey, wann es sich der Fesseln entledigen kann. Was ist es demnach Wunder, wenn wir behaupten, daß die Rätier ein gleiches gethan haben? und welcher wollte zweifeln, daß sie nicht lieber unter den Teutschen in Freyheit, als bey den Römern in der Knechtschaft gewohnt haben? Ich glaube nicht, daß jemand auf dergleichen Gedanken gerathen dürfte. Ich bin vollkommen überzeugt, daß Sie mir, meine Herren! in dieser Vermuthung Ihren Beyfall nicht versagen werden.

Doch hiermit will ich nicht allein mein Vorgeben bestärken. Ich habe noch einen andern Grund,

wa-

warum ich glaube, daß unser heutiges Ries seinen Nahmen und seine Bewohner von dem alten Rätien bekommen hat. Die Römischen Geschichtschreiber melden, daß unter allen teutschen Völkern die Hermundurer die beste Freundschaft mit den Römern in Rätien gepflogen haben. (g.) Ihr Verständnüs mit denselben war so gut, daß sie gleichsam, wie Bundsgenossen, mit einander lebten. Sie hielten ihre Lande offen, und verwehrten niemand den Eingang in dieselbe. Was sie an Uberflus hatten, das theilten sie einander mit, und genosen das Gute des Landes in Zufriedenheit. Sie trieben also die vortheilhafteste Handelschaft, die zwischen zweyen Völkern, von verschiedenen Neigungen und Abstammungen, nur immer bestehen können. Wie aber diese Gelegenheit verschaft, daß zwo Nationen auf das genaueste mit einander bekannt werden; Also geschiehet es auch nicht selten, daß solche, wo nicht in ganzen Haufen, dennoch in einzeln Familien, von einem Land in das andere übergehen, und allda ihr Gewerb treiben. Es ist dieses eine noch heutiges Tags unter Handlung treibenden Völkern übliche Gewohnheit. Wir glauben also, daß die Rätier die ihnen hierunter angebottene Vortheile nicht werden ausser Acht gelassen, sondern selbige mit beyden Händen ergriffen haben. Wir halten dafür, daß

eini-

(g) In was für einem guten Verständnüs die Hermundurer mit den Römern sich befunden, und wie ungehindert solche in Rätien Handelschaft getrieben haben, davon kan Tacitus de Mor. Germ. C. XLI. nachgelesen werden.

einige aus dem alten Rätien in unser heutiges Ries sich verfügt und unter den Hermundurern, um der Handelschaft willen, ihre Wohnung allda aufgeschlagen haben. Vielleicht sind auch einige, unter dem Vorwand der Handelschaft, über die Donau gegangen, damit sie sich der Römischen Sklaverey entledigen möchten. Sollte dieses nicht wohl haben geschehen können, da demselben kein Hindernüs im Weeg gestanden ist? Sollte wohl jemand zweifeln, daß unser heutiges Ries auf solche Art seinen Nahmen und Bewohner von dem alten Rätien erhalten habe? Wir können uns nicht bereden, daß uns hierinnen mit Grund wird widersprochen und ein Beweiß des Gegentheils beygebracht werden können. Wir wollen erwarten, ob jemand eine andere Ursache, woher selbiges seine Benennung empfangen hat, wird anzugeben wissen. Wir sind hierauf um so begieriger, als wir zur Zeit noch keine nähere und gewissere Herleitung des Rätischen Nahmens und Volks in unserem Vaterland in der Historie haben finden können. Wir lassen uns daher gerne eines bessern belehren, und diese dunkle Geschichte erläutern. Biß dahin aber bleiben wir in der höchstwahrscheinlichen Vermuthung, daß unser Ries entweder schon damals, als es die Haruder verlassen, oder doch wenigstens nachgehends, als die Hermundurer mit den Römern Handelschaft getrieben haben, seinen Nahmen und seine Bewohner erhalten hat.

B. * * *

Die alte und neue Welt.

Gewißlich, ich begreif es nicht,
Was man von alten Zeiten spricht,
Bald nach der ersten Welt.
Es war kein Edler, noch Baron,
Das ganze Volk von einem Thon,
Und überdies kein Geld.

Jetzt hats ein anderes Gesicht.
Die alten Moden gelten nicht.
Ich lob mir diese Welt!
Der Bürger ist von schlechtem Thon;
Der edle Zeug ist ein Baron,
Und überdies giebts Geld.

Was half doch Butter, Käß und Most?
Wem schmeckt die selbst gebaute Kost
In jener tummen Welt?
Der gröste war dem Meyer gleich,
An grosem Feld und Heerden reich.
Reich? War ja doch kein Geld.

Was braucht es immer so viel Müh?
Ich habe keine Klaue Vieh,
Und keinen Morgen Feld:
Und dennoch bin ich gut versorgt,
So lange man noch leiht und borgt;
Ich habe auch noch Geld.

Was soll die alte Ehrlichkeit,
Die ein Pedant so hoch verschreyt,
Der alten tummen Welt?
Zu tumm, daß sie mit Anstand lügt,
Und Bürger um ihr Geld betrügt.
Sie hatte ja kein Geld.

Ich schmause stets mit fremdem Wein,
Von Ungarn, Frankreich, und vom Rhein,
Und lach der alten Welt.
Der Kaufmann schreibt mir willig an;
Er borgt so lange, als er kan,
Und spricht: der Herr hat Geld.

Was war doch vor ein Unterscheid?
Ein jeder trug ein schlechtes Kleid,
In jener alten Welt.
Der Teutsche war wohl gar nicht klug,
Der immer seinen Schaafpelz trug.
Das machts, es war kein Geld.

Jetzt kennt man einen Mann vom Stand,
Und einen Bürger am Gewand.
Die Weste theilt die Welt.
Was doch ein weiser Federhuth
Für Wunder bey dem Pöbel thut?
Er spricht: der Herr hat Geld.

Wer ehedem gelehrt wollt seyn,
Mußt sich ins Alter Büchern weyhn.
So tumm war jene Welt.
Wie mancher Redner schrie sich rauh!
Der Pöbel war ihm gar zu schlau.
Das machts, es war kein Geld.

Jetzt macht es einen schon gelehrt,
Wann man aufs Rathhaus prächtig fährt.
So fein ist unsre Welt.
Ein einig Wort, so leer es klingt,
Ist fähig, daß es Städte zwingt,
Hat nur der Redner Geld.

O! Liebe, warst du auch schon da?
In ihrer Kindheit war sie; ja!
In jener alten Welt.
Verstand, und Tugend, und die Haut,
Das war der Hausrath einer Braut:
Allein, wo war das Geld?

Jetzt liebt man nicht so tändelhaft:
Sey tumm, und wüst, und lasterhaft:
Was schadt es dieser Welt!
Geld nur allein, das macht den Mann!
Was also Bräute zieren kan,
Das ist und bleibt das Geld.

Ihr Schulgelehrten, schwatzt dem Ohr
Von jenen Zeiten immer vor;
Es ist die alte Welt.
Das schickt sich nimmermehr für heut.
Das Beste in der neuen Zeit,
Das ist und bleibt das Geld.

Der Wein.

Ein schwarzes Aug, das schalkhaft schielt;
Ein Kuß, der gleich die Seele stiehlt,
Das mag nicht übel seyn:
Doch, Cloris, sollt ich durstig stehn,
Und wohl geküßt, von Hitz vergehn?
Ich lobe mir den Wein.

Ein Freund, der immer redlich ist,
Ermuntert, lehrt, und scherzt, und küßt,
Der mag vortreflich seyn.
Doch auch die Liebe selbst wird kalt;
Wo nicht das Feur durch Adern wallt:
Drum lob ich mir den Wein.

Ein schönes Buch, das geistreich denkt,
Zur Weisheit führt, zur Tugend lenkt,
Kan wohl nicht schöner seyn:
Allein, wie bald vergißt man sich?
Im Lesen selbst erhohl ich mich,
Und lobe mir den Wein.

Der

Der Kaiser, den der Morgen scheut,
Der Babel und Neu Rom gebeut,
Ist gros. Ich möcht es seyn.
Allein, ist man denn auch ein Christ?
O! wenn man dann ein Türke ist:
So lob ich mir den Wein.

Durch Frankreichs stolze Grenzen ziehn,
Und sengen, wo die Felder blühn,
Das möchte rühmlich seyn:
Doch sollt ich über Hügel ziehn,
Wo volle Reben fruchtbar blühn,
Ich stünd, und lobt den Wein.

Ein reiches Erb im Testament,
Ist etwas, das man wünschen könnt;
Es gieng mir zimmlich ein:
Jedoch, wann ich nicht wechseln soll:
So lach ich ganzer Kisten voll,
Und lobe arm den Wein.

Die Bohne, die der Belge schaft,
Hat eine wunderbare Kraft,
Und geht vortreflich ein:
Doch macht sie das Geblüt zu dick;
Drum treibt mich immer mein Geschick
Von dem Koffe zum Wein.

Am Morgen schmeckt der Thee ganz gut,
Gelt! Freund, bey einem Zuckerhuth?
Gesund mag er auch seyn.
Allein er greift den Magen an;
Damit ich also dauen kan:
Trink ich Mittags den Wein.

Da Mahometh das Weinfaß schließt:
So ist er wohl kein guter Christ;
Ein Ohngott mag er seyn.
Was machte sonst sein Unsinn da?
Den guten Schöpfer schmeckt man ja,
Und lobt ihn bey dem Wein.

Nein, Mahometh; der tumme Heid,
In jener ungelehrten Zeit,
Der mochte frömmer seyn:
So lang er einen Bacchus ehrt,
Und auf sein nächtlich Opfer schwört.
So lobt er ja den Wein.

Fiel ich erkrankt, und ohne Sinn,
Einst auf ein hartes Lager hin:
So möcht es Wasser seyn:
Allein, so bald, als ihr nur merkt,
Daß sich mein Herze wieder stärkt:
So gebt mir wieder Wein.

* * *

III. Der die ganze Welt despotisch regierende Monarch.

Ich unterwerfe mich in tiefster Demuth der unumschränkten Regierung eines die ganze Welt beherrschenden irrdischen Monarchen. Peter der grose, Selbstherrscher aller Reussen, hatte ungemessene Gewalt, seine Unterthanen nach der Strenge mit dem Schwerd, nach der Gnade aber mit der Knutpeitsche zu regieren. Schach Nadir hat sich manchen Ländern und Völkern fürchterlich dargestellet. Der grose Tamerlan hat den großmächtigsten Bajazeth einzusperren, und dessen Länder zu bezwingen gewußt. Allein diese alle kommen meinem König an Gewalt und Ansehen nicht gleich. Ich huldige einem mit ganz besondern Eigenschaften prangenden Regenten. Er erscheinet vor den Augen seiner Unterthanen bald in einer einzeln, bald in einer mehrern Zahl. Er läßt sich bald gros, bald klein von ihnen sehen. Sie erblicken ihn bald in einem gelben, bald in einem weissen, bald in einem rothen Kleid. Er ist von fornen wohl gebildet, und auf den Rücken herrlich gezieret. Er ist an sich lebloß, und belebet doch jedermann. Er hat einen allgemeinen, und viele besondere Namen. Dieser König ist ein rechtes Chamäleon, ein anderer Protheus, und unter allen mancherley Gestalten und verschiedenen Erscheinungen verliert er nie etwas von seiner Majestät. Nenne ich seinen allgemeinen Namen, so kennen Sie auch, meine Herren, zugleich seine besondern Benennungen. Der allgemeine Name heiset Geld. Wollen Sie mir nicht glauben, daß dieser ein so unumschränkter allgemei-

gemeiner Beherrscher sey, so bitte ich nur an das Sprüchwort zu gedenken: Geld regiert die Welt. Nun kan ich auf das Ansehen meines erhabenen Helden jedermann Trotz bieten. Weder Gewissen, noch natürliche Billigkeit, noch Vernunft soll sich unterstehen, etwas darwider einzuwenden. Ich darf Ihnen nur meinen Wahlspruch: Geld regiert die Welt, entgegen setzen, so muß alles verstummen, und sich in einem Augenblick Hände und Füße binden lassen. Auch die tieffsinnigsten Einwürfe sind nicht im Stand, mich von der Wahrheit dieses Satzes abzubringen, weil ich nicht aus anderer, sondern aus eigner Erfahrung rede. Ich habe selbsten manche Kosten aufwenden müssen, um, zu besserer Uberzeugung dieser Wahrheit, nicht zwar einen Englischen oder Leipziger, sondern ich weis selbsten nicht, einem Fränkischen oder Schwäbischen Zuschauer abgeben zu können. Ich kan also denjenigen einer Unwissenheit beschuldigen, welcher das Gegentheil behaupten will. Ich sehe Herrn Dienstrenner in der Residenz-Goldburg anlangen, welcher vor Verlangen, einen Sitz in der fürstlichen Residenz zu erlangen, brennet. Dieser, anfangs Unwissende, meinet ohne Erlaubnis meiner Königlichen Majestät in diese Stadt zu kommen, es wurden ihm aber die Thore noch bey hellen Tag versperret, und so lang verschlossen gehalten, biß er mit einem von diesem Monarchen ihm ertheilten Hauptschlüssel, sich solche eröfnen zu lassen, gelernet hat. Die Herberge ist ebenfals verriegelt. Woferne er nicht durch sein langes Warten bey dem Stadtthor klüger geworden wäre, und durch eben dieses Mittel die Thüren der Herberge aufzuschliesen gelernet

hätte, so müßte er noch hausen stehen. Herr Billig mag meinetwegen sagen: sind dieses auch lobenswürdige Anstalten, daß man ohne Noth dem Fremden den Eingang in die Stadt und Herberge wehren will? Ich mag ihm nichts antworten, weil er schon hinlängliche Gründe bekommen wird, solche als löblich und vernünftig anzusehen, so bald ich demselben das Sprüchwort vorhalte: Geld regiert die Welt. Der gute Dienstrenner ist unbekant in dieser Stadt, und ohne einen, unter meinem Souverain stehenden Wegweiser, kan er das fürstliche Schloß nicht finden, worinnen ein Vasall meines Weltbezwingers residiret. Allda ist er unglücklich, und wird von denen, vor dem äussersten Thor stehenden und Wachhaltenden Trabanten ausgestossen, weil er durch gerade, nicht aber durch krumme Weege sich bey diesem Fürsten den Zutritt verschaffen will. Er muß sich durch das Ansehen meines Monarchen gute Freunde erwerben, dieselben entdecken ihm erst die Weege, zu dem Fürsten zu gelangen. Er muß sich zuforderst den Gerichtsdiener, durch diesen den Kopisten, hernach den Kanzelisten, hierauf den Registrator, nach diesem den Sekretar, durch dessen Hülfe die Herren Räthe und endlich den Vorsteher mit Genehmhaltung meines Gewaltigen erkauffen. Er muß die Bedienten der Herren Räthe und des Herrn Vorstehers so wenig, als die Frau Gemahlinnen, junge Herrschaften und ihre Hofmeister vergessen. Bey den Hauptpersonen darf er freylich nicht mit einem oder zween Dukaten erscheinen, sondern es müssen sich nach dem Rang seiner Gönner und Gönnerinnen auch die Geschenke richten. Jetzt ist

vielleicht Herr Dienstrenner so glücklich seines Wunsches theilhaftig zu werden? nein, es fehlet noch was, er muß in Begleitung des Herrn Vorstehers selbst zu dem Fürsten Crösus gehen, und demselben Befehle von seinem allerdurchlauchtigsten Lehnherrn überreichen, in Hofnung, daß er seine Dienste auch seinen Nachkommen erblich hinterlassen könne, welches aber von den Nachkommen desselben nicht mehr gehalten werden will. Nun hat Herr Dienstrenner einen Dienst, und was ihm an Verdiensten abgehet, das ersetzt die unter dem Schutz meines Gewaltigen wachsende und von ihm zu erlangende Weißheit. Niemand frage: ist dieses auch billig? Geld regiert die Welt. Nunmehr ist ein ziemlich Theil der Seele meines Regenten auf einmal in den Herrn Regierungsrath Dienstrenner gefahren, und sein Verlangen gehet nunmehro dahin, daß er auch von andern durch eben solche Weege die Ersetzung seines Aufwands erwartet. Er sitzt nebst andern seines gleichen, in der Regierung, da ein gewisser Proceß anhängig gemacht wird. Herr Gerecht beschweret sich über seinen Nachbarn, den Herrn Unbillig. Der Advocat hat, um meinem Selbstherrscher zu dienen, erstern manche Hofnung gemacht, er würde den Rechtshandel gewinnen, allein weil er den Beweiß nicht, wie Herr Unbillig gethan, mit einem von unseren Regenten erhaltenen Siegel bekräftigt, so hat er unversehens den Proceß verlohren. Herr Redlich fragt: sind dieses auch Stützen der Gerechtigkeit? ich antworte ihm: Geld regiert die Welt. Der Hr. Regierungsrath Dienstrenner hat auch Sitz und Stimme im Konsistorio. Es kommen Ehesachen

vor.

vor. Herr Verliebt bittet um Erlaubnis, ob er seines Vatters Schwester Tochter heurathen dürfe, es heisset nein. Man lässet gewaffnete Mannschaft meines Selbstherrschers anrücken, wer kan dieser widerstehen? Nun fällt eine andere Antwort: Ja, es hat keinen Anstand mehr. Der dritte Mann sagt ins Ohr: Versprecht nur auf einen Mann ein paar Dutzend Karlinen, nebst dem Tax, welcher bezahlet, werden muß, so wird sichs schon geben. Hie möchte man einwenden: Ist es mit Geld erlaubt, so ist es ohne Geld auch eine billige Sache. Allein das ist ein falscher Satz: Geld regiert die Welt. Jetzt kommen ein paar Kandidaten in der Gottesgelahrheit, und melden sich um eine Pfarr. Der gelehrte Herr Fromm wird examinirt, er bestehet vortreflich, und weiß seinen Herren Examinatorn noch Fragen vorzulegen, welche sie ihm nicht beantworten können. Er hält seine Probpredigt. Sie ist wohl ausgearbeitet, erwecklich und erbaulich, und der ganze Gottesdienst ist zusammenhangend. Ich hätte gewiß vermuthet, der Herr Kandidat Fromm, an dessen Leben so wenig, als an dessen Gelehrsamkeit auszusetzen ist, würde den Dienst erlangen, ich werde aber in meiner Meinung sehr betrogen. Es wird mit dem ungelehrten Kandidat Liederlich eine gleiche Untersuchung angestellet, allein er kan nicht einmal mit Sprüchen beweisen, daß sein Meister, den er bekennet, GOtt, noch beschreiben, was ein Christ seye. Er muß die Probpredigt ablegen. Diese ist zur Osterzeit eine ordentliche Verwirrung. Er läßt Weyhnacht-Lieder singen, und predigt von der ewigen Pein, wobey er viele andere zu seinem Haupt-

satz nicht gehörige Dinge mit einmischet. Er kan, da die Predigt noch nicht halb aus ist, nicht mehr fortkommen, sondern muß aufhören. Er betet das Gebet zur Konfirmation der Kinder, statt des allgemeinen Gebets. Kaum kommt er aus der Kirchen, so schickt man ihm das Dekret entgegen. Warum? er hat die Pfarr zu erst bey unsern gekrönten Haupt sich ausgewürket, nach dessen Sinn müssen sich desselben Vasallen richten. Wäre es nicht besser, einen frommen und gelehrten Pfarrer, als einen einfältigen und ärgerlichen erwählen? Ich zweifle daran: Geld regiert die Welt. Ist denn vielleicht auch die Seele unsers Helden in den Herrn Pfarrer liederlich gefahren? allerdings, merken Sie nur auf seine Neujahrs Predigten, so werden Sie es finden. Er hält sich mit Wünschen bey denen, die ihn lohnen, am längsten auf. Von Armen sagt er entweder gar nichts, oder sein Wunsch besteht in wenigen trocknen Worten. Ich höre eine seufzende Glocke läuten, was bedeutet dieses? Es ist der gute ehrliche Arbeitsam, ein armer Taglöhner gestorben. Ich habe ihm hinaus tragen sehen. Zween arme Taglöhner verrichteten diesen Dienst umsonst, ohngeachtet sie sich sonst kümmerlich nehren müßen. Ihnen folget die weinende Wittwe und heulende Waisen. Ohne Gesang begleiten ihn diese allein. Er wird in die gemeine Grube geworfen. Der unterste Pfarrer steht bey dem Grab. Er betet mit unverständlichen Murmeln, und wünscht dem entseelten Körper eine sanfte Ruhe. Kommt es weit, so lieset er eine kurze und verworrene Predigt, ohne Absicht auf den Verstorbenen ab, und läßet die

Hin-

Hinterlassene jammervoll mit dem Trost nach Hause gehen, daß ihnen, da sie kaum zu Hause sind, angezeiget wird, sie sollen dem Herren Pfarrer die Gebühr bringen, ob sie gleich noch nicht wissen, wo sie es hernehmen sollen. Man läutet abermal, bedeutet dieses wieder eine Leiche? Ja, aber ganz eine andere. Man läutet zwey drey biß viermal mit allen Glocken. Es erscheinet die ganze Schul, alle Herren Geistliche gehen mit, man singt vor dem Hauß und im Hingehen. Es tragen 16. biß 20. Männer mit langen Flören und Mänteln. Fast die ganze Stadt begleitet die Leiche. Was bedeutet wohl dieses? Ich schliese daraus, es muß ein Reicher gestorben seyn. Ich habe recht geschlossen, und dieses ist dazu keiner der frömsten. Der geistliche Herr Vorsteher gehet nach der Trauermusik auf die Kantzel, er hält dem Verstorbenen eine Lobrede, und überschüttet die lachende Erben mit Trost. Ein anderer Prediger parendiret, und trägt das vorige Lob in einem andern Kleid vor. Warum geschiehet dieses? die Herren Geistlichen, nebst andern, erhalten zum theil eine fette Belohnung. Ist es dann nicht ärgerlich, daß diejenigen, welche die Zuhörer vom Zeitlichen abmahnen sollen, selbsten Geldhungerig sind? Nein! Geld regiert die Welt. Wer ist wohl der Erb dieses verstorbenen reichen Herren? Er war ein Wittwer, er hatte keine Kinder hinterlassen. Eine junge Baße hat ihm haußgehalten, diese hat er zur Haupterbin gemacht. Sie hat es damit verdient, daß sie ihm haußgehalten, und ihren Beutel schon bey seinem Leben wohl berathen. Da sie ihm unter das Gesicht schön gethan, in seiner Abwesen-

heit aber über ihren Wohlthäter gefluchet und gelästert, da sie das Geld ihres Gönners mehr geliebet als ihn. Allein ist das nicht ein groser Undank? Keineswegs, das Ansehen meines Monarchen, welcher die Welt regieret, kan sie wider alle Anfälle schützen. Herr Essentiarius, der Arzt der Stadt Goldburg, gehet diesen Augenblick bey mir vorbey. Er lauft sehr eilig, er wird vielleicht zu einem Kranken gehen, ja, er besucht ihn diesen Tag schon das achtemal. Es ist der Arzt, welchen ohnlängst des verstorbenen Arbeitsam Wittwe mit Thränen gebetten, ihren Mann zu helfen, welcher ihr geantwortet: es seye nicht mehr möglich. Wie ich vernommen, so ist der Herr, wozu Herr Essentiarius geruffen wird, in so gefährlichen Umständen, als vorhin der Arbeitsam gewesen ist. Allein es ist dem Herrn Docktor nicht um die Genesung, sondern um das Arztlohn zu thun. Der Herr Apothecker, des Arzts Vertrauter, ist gleiches Sinnes. Ist denn ein so groser Unterschied unter Armen und Reichen? Muß man denn die Armen verderben lassen, und den Reichen allein aufhelffen? Genug, Geld regiert die Welt. Ich gehe in die Zimmer der Bücherschreiber, Journalisten und Zeitungsschreiber, welche alle Wochen ihre Blätter richtig voll schreiben. Ich wende mich zu den um das Geld Magister und Docktores machenden hohen Schulen. Ich gebe auf das Bezeugen jenes gelehrten Zeitungsschreibers acht, welcher denjenigen gelehrten Schriftsteller höhnisch durchhechelt, welcher ihm nicht wenigstens ein paar Duckaten in die Hand drucket, oder seiner Arbeit als eine Beylage, anfüget. Diesen

guten Mann, dem solches Unglück widerfähret geschiehet es recht, warum hat er nicht gethan, was seine Pflicht gegen den Zeitungssänger erfordert. Ich verfüge mich in die Buchläden derer, die um schändlichen Gewinstes willen, auch böse Bücher verkauffen. Ich richte meinen Gang in die Werkstätte der Handwerker, die um theures Geld liederliche Arbeit verfertigen. Ich gebe meinem Zuschauerischen Amt gemäß, auf die Arbeit der faulen Taglöhner acht, die ihr Taglohn verlangen, ohne es zu verdienen. Ich beobachte die Nachtwandler, die zwar wissen, daß der Lohn ihrer nächtlichen Verrichtungen Galgen und Rad sey, aber gleichwohl um des zu hoffenden Gewinstes willen, es wagen Mauern und Häußer zu besteigen. Ich bin auf diejenigen Helden aufmerksam, die darinnen Ehre suchen, daß sie Schulden machen, ohne sie zu bezahlen. Ich bewundere zuförderst Jungfer Honissüß, welche die Liebe gegen Herrn Goldlieb auf dessen von unsern Monarchen erlangte Vortreflichkeiten gründet; wie denn Herr Goldlieb ebenfals sein künftiges Glück mit Jungfer Honigsüß nicht anders als durch Vermittelung unsers Großmächtigsten vereinigen will. Ich finde, wo ich hinsehe, daß diese Meinung algemein seye, daß Geld die Welt regiere. Und eben dieses giebt einen bündigen Beweiß an die Hand, daß sie wahr seyn müsse. Denn wer wird so kühne seyn, einer allgemeinen Meinung zu widersprechen. Bey nahe wäre mir noch ein Einwurf darwider eingefallen. Ich hätte fast geglaubt es seye besser, man sage: GOtt regiert die Welt. Weil sich aber diese zwey Wörter: Geld und Welt, so artig zu-

sammen

sammen räumen, so ist dieses unter allen der stärkste Grund, warum wir schuldig sind, diesen unsern despotisch regierenden Monarchen mit aufgereckten Fingern zu huldigen, und niemals dieses wichtige Sprüchwort aus den Sinne zu lassen: Geld regiert die Welt.

Continuus.

IV. Die Herrschaft der Frauen.
Eine Ode.

Denen
Schönen in Schwaben
widmet
den Beweiß
der Herrschaft der Frauen
der Verfasser.

Ihr Schönen! die das Land, das mich gezeugt, itzt zieret,
Im Norden sing' ich kühn. Euch sey mein Lied geweyht.
Wißt, daß die Schönheit hier, so wie bey euch, regieret.
Gefällt euch mein Gesang. Gefällt es auch der Zeit.
Gefiel es nicht der Kunst, so mag es euch gefallen.
Sagt, daß es euch gefällt. Wer ists? Der widerspricht.
Wird nur aus eurem Mund mein Urtheil widerschallen.
So fürcht ich keinen Neid, und keinen Richter nicht.

Ulrup in Sonnewitt
im Herzogthum Glücksburg
den 24. April 1752.

Herrschsüchtge Männer! laßt euch rathen
Und thut, was kluge Väter thaten.
Sie herrschten vor den Leuten stets.
Doch, wenn die Schönen sich vereinten,
Jetzt zärtlich scherzten, und bald weinten,
So war die Herrschaft weg. So gehts.
O Muse! laß mein wahres Singen
Zu aller Schönen Ohren dringen.
Sie herrschen. Schöne! Mein Beweiß
Ist euer Lob. Ist euer Preiß.
Und, will mich nur Camille lieben,
So soll sie gern die Herrschaft üben.

Der Gott, den nur die Himmel lobten,
Wenn seine Donner rollend tobten,
Der Gott vergaß oft seine Pflicht.
Wenn er und Jo heimlich küßten,
So herrschte Juno bey den Lüsten,
Und Jo blieb die Nymphe nicht.
Wenn Semele das Feur verbrannte
Wars, daß sie ihre Macht nicht kannte,
Sie wuste nicht, was Juno that.
Alcmenen fehlte bald der Raht
Und war der Donner Gott ein Freyer,
So kams den Schönen offt zu theuer.

Und macht sein Zorn auch ein Getümmel,
Die Schwester herrschet doch im Himmel
Und er bleibt nur der Donner Gott.
Vulcan! wer kan es von dir glauben,
Du wilst der Liebe Göttin rauben?
Du thusts. Du wirst der Götter Spott.
Sie herrscht. Begehrst du von ihr Frieden,
So magst du nur die Waffen schmiden,
Die, siehe, wie schon Troja raucht!
Anchisens und ihr Sohn gebraucht;
Und wird dich Mars auch einst erzürnen
So danks der Macht von den Gestirnen.

Hat Pluto in der tiefen Hölle
Des Richters fürchterliche Stelle,
Und straft er Sünd und Missethat.
Nie wird er sich etwas erkühnen,
Ihn hält die Macht von Proserpinen,
Blind folgt er seiner Göttin Raht.
Saturn, der wilde Kinderfreßer?
Gehts diesem Bluthund etwa besser?
O nein. Cybele herrschet ja!
Vor ihm sind harte Steine da.
Die Mutter kann den GOtt besiegen,
Biß ihn die Söhne, groß, bekriegen.

Ihr Götter der besiegten Erden,
Ihr Helden! laßt mich Herold werden:
Doch sing ich euch kein Lobgedicht.
Die Thaten Weltberühmter Frauen
Soll mein Gesang lobwürdig schauen.
Euch sing Homer. Ich thu es nicht.
Du, die in ungeheuren Grenzen
Ließ Heer und Waffen golden glänzen,
Semiramis! Dich rühm ich noch.
Zuerst zerbrachest du das Joch
Und zeigtest mit entbundnen Haaren,
Daß Frauen so, wie Helden, waren.

Wenn Perser Asien bezwangen,
Aspasia! dein herrschend Prangen
Durchstrahlte bald den Orient.
Du zeigtest lange vor den Kriegen
Den Ruhm von Alexanders Siegen,
Die nur die Ruhmsucht größer nennt.
Der Grieche mag sich tapfer nennen,
So lange wir Philippen kennen,
So lange herrscht Olympias.
Und wenn sie Philipp, auch vergaß,
Verjung. So herrscht mit grosen Nahmen
Doch Hamonns Sohn aus ihren Saamen.

Du Königin! die dorten blühte,
Wo stark die Sonn am Nilus glühte,
O Königin! Dich lobt mein Kiel.
Erzehl es, ewige Geschichte!
Wer war es, der vor dein Gesichte
Egyptens Göttin! niederfiel?
Es war der Held, der Röm bezwungen
Und der die ganze Welt durchdrungen
Und größer, als der Grieche, war.
Hier fand er Götter und Altar,
Er sah den Reitz der vollen Glieder
Und überwunden fiel er nieder.

Den, den Octavia ergötzte,
Und den Augustens Hochmuht schätzte,
Den, Schöne! überwandest du.
Der, der gantz Asien regierte,
War weich, als ihn dein Unstern rührte,
Um dich eilt er dem Tode zu.
Und der, den du nicht überwunden,
Hat doch der Herrschaft Macht empfunden,
Wenn Livia, ihn sanft umfieng
Und zärtlich an den Lippen hieng,
Und wenn sie schnell zum siegen eilte
Der Welten Herrschaft mit ihm theilte.

Ihr habt den Werth von Theodoren
Beym Richterstuhl noch nicht verlohren,
Sie war die beste Kayserin.
Sie brauchte die Gelehrte Knechte,
Vor euch erzwang sie grose Rechte,
Ihr Schönen! nehmt den Vortheil hin.
Da Ludewig, der fromme, lebte,
Und Judith nach der Herrschaft strebte,
So that sie, was ihr wohlgefiel.
Sie preiset noch mein Sayten Spiel
Und Helden Thaten, was sie sollten,
Nur Mönche warens, die sie scholten.

In Frankreichs kaum beschrenkten Grenzen
Wird Catharinens Klugheit gläntzen,
Sie herrschte und mit Königs Muht.
Es wird sich vor den grosen Blicken
Der unruhvolle Haufen bücken,
So bald sie nur den Ausspruch thut.
Wird unser Enkel nach uns lesen,
Wer Philipp von Anjou gewesen,
So weis er, wer mit ihm regiert.
Die Schöne! Die den Stam geziert
Und Parma wird mit tausend Büchern
Ihr den bekandten Ruhm versichern.

Die Amazonin aus dem Norden (a)
Ist einst der Schweden Furcht geworden,
Der Normann bog vor ihr sein Knie.
Der, der nur seine Kühnheit stärkte
Und Friedrichs (b) Donner stolz nicht merkte (c)
Und niemals furchte, furchte die, (d)
Die, deren Weisheit, seltne Güte
Und Witz und Königlich Geblüte
Ihn nie ohn Ehrfurcht von sich ließ,
Und wenn das Glück sich hart bewieß,
So herrschte sie bey dessen Tücke,
Bald über Mann, bald übers Glücke.

Ihr, die der Nordwind härter machet,
Wenn oft sein Brausen um euch krachet,
Ihr Dänen, werdet nur nicht roht.
Ihr müßt euch ohne Scheu bequemen,
Gesteht es mir, ohn euch zu schämen,
Die Liebe giebt euch ein Gebot.
Was seh ich für ein zitternd Zagen?
Was hör ich für ein bebend Klagen?
Wo ist anjetzt der Männer Lust?
Wer herrschet in der harten Brust?
O laßt mit dem gerechten Weinen
Viel Millionen sich vereinen! (e)

(a) Margaretha, Beherrscherin der 3. nordischen Reiche.
(b) Friederich der dritte, König der Dänen.
(c) Der berühmte Corfiz Uhlefeld.
(d) Seine Gemahlin, eine Tochter Christian des IV. und der Munckin.
(e) Der Verfaßer war eben im Begriff dieses Gedicht zu verfertigen, als er die Klagen des ganzen Landes über den Tod der Hochseel. Königin hörte und billigen muste.

Herrschsüchtge Männer! glaubt es immer;
Das Herz beherrscht das Frauenzimmer,
So lang ihr Angedenken grünt.
Mit Ihnen such ich mich zu preisen,
Wenn meine Stärke von Beweißen.
Den schönsten Blick vielleicht verdient.
Ich will mich zu den Göttern führen,
Die Liebe soll den Kiel regieren,
Die Schönheit will ich mir erflehn.
So klingt mein Lied vor allen schön;
Durch dies, will ich den Ruhm erstreben:
Mich als ein Dichter zu erheben.

Du, deren blauen Augen Strahlen
Mir Armen schon zu tausendmalen
Der Männer Schicksahl angesagt;
O Schöne! könnt ich dich erblicken,
So säng ich stärcker mit Entzücken
Ich denke dich. Es sey gewagt.
Der Enkel mag dort an den Sternen
Einst deiner Schönheit Krafft erlernen.
Dein Haar ist Berenicens Haar.
Dein Reitz ist göttlich und ist wahr
Und kan ich mir Camillen denken
Du bists. Soll Aristher sich kränken?

Ich

Ich seh ein männlich Ungeheuer,
Der Grimm führt es, der Blick speyt Feuer,
Am Herzen nagt ein gelber Molch.
Es scheinen Millionen Schlangen
Um den verwirrten Kopf zu hangen,
Die Faust zeigt einen blutgen Dolch.
So gräßlich, mit so furchtbarn Mienen,
Ist mir noch kein Gespenst erschienen,
Es ist die wilde Eyfersucht.
Die Schönheit kömt. Es nimt die Flucht.
Sich kan vor ihren Götter Blitzen
Ohnmächtig das Gespenst nicht schützen.

Dort fährt, mit ungestimmer Hitze,
Ein treuer Mann, des Hauses Stütze,
Bey seiner Feinde Boßheit, auf.
Zu hitzig seyn bringt öffters Schaden;
Viel Unglück kan man auf sich laden:
Wer hemmet nun des Wilden Lauf?
Es herrscht der Mann. Wer darf was sagen?
O ja, Belise kann es wagen,
Ihn reitzet Schönheit und Verstand;
Er preiset das beglückte Band,
Und lässet sie, bey seinen Thaten,
Sie herrschet, gern vernünftig rathen.

Hier sitzt der Mann in den Papieren,
Ihn wird sein wilder Fleiß verführen;
Er sitzt und spitzt zu offt den Kiel.
Des Abends wird sein Pfeifgen rauchen,
Und jezt vergißt er, bey dem Schmauchen,
Des Schlafs erinnrendes Gefühl.
Wie wird es diesem Mann ergehen?
Die Schöne wird die Briefe sehen
Und nützlich wird ihr Rathschlag seyn.
Sie zeigt die Nacht. Wirds ihm gereun?
Er folgt, und rühmt am hellen Morgen
Die Herrschaft und der Frauen Sorgen.

O Chloris! deiner Schönheit Züge,
Die Größe der bekannten Siege,
Erhebet nicht ein schwach Gedicht.
Du herrschest, wenn du schelmisch lachest
Und deine Herrschaft größer machest;
Wer liebet den Gehorsam nicht?
Wer würde sich so kühn erheben,
Und deinem Willen widerstreben?
Sprich lächlend, Schöne! Sprich: er muß.
Und gieb dem Liebsten einen Kuß,
Er wird, will er dir was versagen,
Erst stottern, beben, denn verzagen.

Ich seh das Glück von den Geschlechtern,
In frischen Söhnen, schönen Töchtern,
Der Vater sieht sie lächlend an.
Er preißt das ungewohnte Glücke,
Und rühmt die Frau mit heitrem Blicke,
Der durch sie recht beglückte Mann.
Aminthe, du denkst so erlesen,
Dein häußlich seyn, dein sanftes Wesen,
Gibt dir die Herrschaft und mit Recht.
Du machst das glückliche Geschlecht,
Wie kan dein Liebster anders denken,
Als sein Vertraun der Frau zu schenken.

Dort hinkt das Alter mir entgegen,
Doch folgt, auf den gewöhlten Wegen,
Die junge Frau, sie herrschet, mit.
Melinde, du hast schön gesungen:
Wie manches Herz wird nicht bezwungen!
Das Singen ist ein Sieges Schritt.
Du aber, holde Clorimene!
In dir erseh ich, kleine Schöne!
Was Witz, Verstand, und Liebreiz thut
Der Geist, der auf dir herrschend ruht,
Wird deinem Mann, und andern sagen,
Die Herrschaft mit Gedult zu tragen.

Nun

Nun schau ich in der Zukunft Zeiten
So manchen Sieg sich schon verbreiten:
Wie manches Hertz wird Unterthan?
Wenn Crlimenens weise Lehren,
Den frechen Mann dereinst bekehren,
So fühlt er, was ihr Zaubern kann.
Und wird sie durch ihr vieles Wissen
Zum Ebenbilde von Clarisen,
Wie glücklich herrscht die Weisheit nicht!
Ich seh schon, wie die süße Pflicht
Den glücklichen, den sie durchdringet,
Um seine gantze Herrschaft bringet.

Und du, o blonde Wilhelmine!
Erlaube, daß ich michs erkühne
Und singe unbekannt dein Lob.
Es ist mein Freund, den du bezwungen,
Mein Freund hat oft dein Lob besungen,
Es war mein Freund, der dich erhob.
Dein freundlich Wesen und dein Scherzen
Durchdrang schon längst der klugen Herzen
Welch Herz ist dir wohl aufbewahrt?
Die Herrschaft ist für dich gespahrt.
Der Liebes Götter gauklend Streiten
Wird deinen Sieg mit Lust begleiten.

Luise, denkst du deine Stille
Wirkt immer, daß des Mannes Wille,
Auch deinem Willen ähnlich sey.
Ich raht es dir, sey etwas schlimmer
Dir steht die Kraft vom Frauenzimmer,
Die Liebes Göttin, selber bey.
Ich seh die schlauen Liebes Götter
Sie gaucklen schon, die losen Spötter,
Und treiben schalkhaft tausend Scherz.
Du hast des besten Freundes Herz,
Erfreue dich. Dir ists gelungen
Du herrschest, Sein Herz ist bezwungen.

O Phillis, die befärbten Wangen,
Der Haare funklend schwarzes Prangen,
Wie reizend wirst du, schönes Kind!
Die Unschuld ziert die jungen Blicke,
Die Schönheit zeigt dein nahes Glücke,
Kind! daß dein Reiz den Mann gewinnt.
Kein Glück, o Phillis! kan dir fehlen,
Die Siege sind nicht mehr zu zehlen,
O braune Schöne! höre dieß;
Die Herrschaft bleibt dir gantz gewiß,
Ich will dich einmal selbsten fragen,
Ja! Sollst du lächlend zu mir sagen.

Wie herrschend scheint mir Dorimene!
Es schmeichelt die unschuld'ge Schöne,
Und sie erschmeichelt jede Brust.
Mit so viel liebreich starken Mienen
Ist mir noch nie die Lieb erschienen,
Lang hab ich ihren Reiz gewust.
Ihr Männer! flieht. Nein. Kommt zurücke.
Ihr nähret euch. Flieht. Flieht die Blicke,
Sie sind zu starck. Die Schöne siegt.
Und hab ich noch kein Hertz erkriegt,
So wünsch ich, ja, ich wollt es wagen,
Mit euch die Herrschaft zu ertragen.

Was seh ich dort für eine Schöne?
Ihr blondes Haar rührt meine Töne,
Ihr blaues Aug erfüllt mein Herz,
Ihr Ernst vergleicht sich mit Minerven,
Ich muß die matten Sayten schärfen.
Sie lächelt kaum bey meinem Scherz.
Sie lächelt. Welche Götter Züge!
Ihr prophezeyh ich tausend Siege.
Philette ist sie doppelt wehrt.
Kind! wer einmahl dein Herz begehrt
Dem überlasse deine Gaben:
Dein Ernst wird stets die Herrschaft haben.

Du, Blöde mit erhabner Miene,
Erlaub es, daß ich mich erkühne,
Ich singe dich und deinen Glanz.
Das Alter fühlet Gluth und Triebe,
Der Jüngling mißt den Witz aus Liebe,
Das Freundes Herz gehört dir gantz.
Dein Lächlen und dein freundlich Scherzen,
Durchdringt der beyden Alter Herzen,
Welch Herz! Sprich! soll dir widerstehn.
Die Herrschaft ist dir allzuschön.
So magst du alt und jung erwählen,
Die Herrschaft wird dir nimmer fehlen.

O sing ich dich noch Mariane,
Penthesilnens grose Fahne
Siegt noch in deinem matten Blick.
Ich denke viel vergnügte Stunden,
Gern bleib ich von dir überwunden,
Dein blaues Auge sey mein Glück.
Dort locket Doris. Braune Schöne!
O höre meines Damons Töne,
Wie singt er dir so zärtlich vor,
Er, der sein Hertz so bald verlohr.
Wer wird sich unterstehen können,
Die Herrschaft auch von dir zu trennen.

Was seh ich dort für wilde Scenen,
Den Burger seine Stadt verhöhnen!
Sie bebet. Und da steht der Held.
Sein Lager kämpft, und Mord und Wüten
Scheint fürchterlich Rom zu gebieten,
Der grause Sieg schwebt um sein Zelt.
Ich höre schon die Mutter heulen,
Die Väter nach den Mauren eilen,
O Rom! warum verjungst du ihn?
Cariolan wird eilend fliehn.
Die Mutter kömt. Er hört die Rede,
Er staunt. Er weicht. Der Held ist blöde.

Dort dringt mit unbezwungnen Speere
Die Krafft, Carthago! deiner Heere
In das erschrockne Latien.
Wer kann die Helden überwinden:
Die Schönheit wird sie zeitig finden,
Nur Capua kan widerstehn.
Der Sohn der grosen Scipionen
Muß der nicht bald der Liebe frohnen?
Minerva hilft ihm unsichtbar.
Ja, Venus, stets brennt dein Altar.
Geschichte, kom. Du kanst die Helden
Als Knechte, nie als Sieger melden.

Ihr Schönen! die der Himmel liebet,
Die uns zum Glück die Allmacht giebet,
Die Allmacht, die die Männer liebt.
Ihr Schönen! hört mein Lied erschallen
Wird euch mein gutes Hertz gefallen,
Das eurer Herrschaft sich ergiebt;
So laßt die Großmuth eurer Thaten
Doch euch, zu meinem Vortheil, rahten
Und saget oft zu mir: Er muß.
Das Muß, verknüpft mit einem Kuß,
So will ich mich getreu verschreiben:
Ich will euch unterthänig bleiben.

Du Dichter, dessen seltne Gaben
Wir Teutsche längst bewundert haben,
O Günther! dem ich ähnlich bin!
Mein Schicksal treibt mich auf der Erden:
O könnt ich dir so ähnlich werden,
Und fänd ich eine Breßlerin.
Wie würde meine Dichtkunst steigen!
Wie wollt ich mich den Himmeln zeigen!
Ich würde größer noch, als du!
Die Vorsicht schliest den Vorhang zu.
Vernunft! Es mögen Wetter blitzen,
Gedult! der Himmel muß mich schützen.

C...

V. Der verbannte Verdruß.

Wenn ich den Zusammenhang der Dinge, in welchem wir eingeflochten sind, und unsere ganze Verfassung ansehe, so wundere ich mich gar nicht, wenn wir Menschen nicht immer in einer fortwährenden Reihe des Vergnügens unsere Tage fortführen können! Wir sind gar zu vielem Verdruß, gar zu vielen Widerwärtigkeiten unterworfen, die solches unterbrechen können. Sie haben ihren Grund theils auser uns, theils in uns selbsten. Eine unendliche Reihe von widrigen Dingen stürmen von ausen auf uns loß, die uns unzählige widrige Empfindungen verursachen, an welchen die Seele, wegen der genauen Verbindung mit dem Leibe, ihren Antheil nehmen muß. Dadurch wird ihre Ruhe gestöhret. Noch weit mehr Hinternisse werden dem Lauf unserer Glückseligkeit durch die Bößheit der Menschen, die doch in einer menschlichen Gesellschaft mit uns leben sollen, entgegen gesetzet. Und was soll ich sagen von einem ganzen Meer voll Unglückseligkeiten, in welches so viele durch den wütenden Strom ihrer verderbten Leidenschaften dahin gerissen werden? Oder was soll ich sagen von einem solchen Verdruß, der nur in der Einbildung und in den falschen Vorstellungen des menschlichen Gehirns seinen Grund hat, und dennoch seine Ruhe und Zufriedenheit stöhret? Muß aus diesem allen nicht ein Anblick unzähliger Unvollkommenheiten entstehen, die unsere Zufriedenheit verschlingen? Aber solten denn nicht zum Vortheil der wankenden Zufriedenheit noch einige Stützen zu

fin-

finden seyn, die dieses Gebäude aufrecht erhalten? Ich will einen kleinen Versuch thun.

Ich habe freylich von etwas wichtigen Unglückseligkeiten geredet, die uns Menschen betreffen; dennoch will ich keine solche hieher ziehen, die das ewige Heil unserer Seele unmittelbar angehen. Und wenn ich gleich von einem wütenden Strom verderbter und unordentlicher Leidenschaften gesprochen habe, so verstehe ich es doch nicht, in so ferne sie im theologischen Verstande verdammlich sind, sondern nur in so ferne sie dem Menschen verdrüßlich, und ihn der menschlichen Gesellschaft unbrauchbar machen. Ich werde auch deswegen aus der reichsten Quelle überschwenglichen Trostes keine Gründe nehmen. Die Hochachtung, die heilige Ehrfurcht, die ich davor habe, ist zu groß, als daß ich sie zu Kleinigkeiten mißbrauche. Ein jeder mag selbsten zusehen, daß er sie würdig anwende, wenn er sie anwendet. Ich werde mich hier nur an solchen begnügen, die uns die natürliche Kraft unserer Seelen verschaffen kan.

Das sicherste, das beste Mittel unsere Zufriedenheit zu erhalten, wäre wohl dieses, wenn wir eine geschehene Sache, die uns beunruhiget, ungeschehen machen könnten. Aber weil sich dieses offenbar selbsten widerspricht, so wird wohl unsere Mühe darinnen vergeblich seyn. Wir wollen lieber auf andere Dinge bedacht seyn, die mehr Möglichkeit vor sich haben.

Ich weis einen Grund, der, wo nicht der beste, doch einer der besten seyn muß. Wenn alle Mühe vergeblich angewendet worden ist, so muß dieser noch eine Zuflucht der Unglücklichen seyn. Da ist er: Es ist schon geschehen, es kan nicht mehr geändert werden. Diese Vorstellung muß ja wohl stark genug seyn, den grösten Verdruß aus meinem Herzen zu verbannen. Es ist schon geschehen, was soll ich mich beunruhigen über eine Sache die nicht mehr zu ändern ist! Gutmann hat das Schicksal, seine Tochter macht ihn zum Großvater in ihrem jungfräulichen Stande. Er ist gewaltig darüber bekümmert. Seine Nachbarinnen bestreben sich äusserst seinen Schmerzen zu lindern. Sie machen ihm, einmal über das andere die Vorstellung: Was er sich denn bekümmere, es seye ja schon geschehen. Aber wie? ich sehe keine Linderung seines Schmerzens? Warum? er sagt, das seye das Schlimste, daß es nicht mehr zu ändern seye. Dieser ehrliche Mann macht mich fast zweifelhaft. Ich glaube er hat recht. Was war die Ursache seines Kummers? Eben das, weil es schon geschehen war. Ist aber das die Ursache seines Verdrusses, wie kan denn eben dieselbe Ursache so verschiedene Wirkungen haben? Wir müssen auf andere Mittel bedacht seyn, wenn wir den Schmerzen heilen wollen, den wir bey widrigen Begebenheiten empfinden. Sollten wir nicht mit besserm Fortgang und glüklicherm Erfolg arbeiten, wenn wir solche Dinge ergreifen, mit welchen wir den Widerwärtigkeiten selbsten ihr Widriges benehmen können? Nur solche will ich aufsuchen.

Oft ist unsere Seele aus Einbildung krank. Ein bloses Hirngespinste beunruhiget sie. Würde sie nicht alsobald von freyen Stücken genesen, so bald sie dieses erkennen würde? Laßt uns daher die Ursachen des Verdrußes allemal reiflich untersuchen. Mussi Federspitzer begleitete bißher einen Dienst, dessen er wohl würdig war, mit aller Zufriedenheit. Neulich bekam er ein Schreiben vom Herrn Titularius, mit der Zuschrift, ich weis nicht aus Scherz, oder aus Dummheit: Dem Hochedelgebohrnen und Rechtsgelahrten rc. Diese Uberschrift macht ihn hochmüthig. Von der Zeit an redet er nicht anderst, als halb teutsch und halb lateinisch. Er sagte letztens: Die Juribus tragen uns Herren Juristen viel ein; besonders das Punkto Fornikazis. Er ist jezo mit seinem Dienst nicht mehr zufrieden. Er verlangte in allem Ernst eine Hofrathsstelle, und weil man über sein Ansuchen nur lachte, so kümmert er sich jezo bis in Tod, und will weder essen noch trinken. Würde sich nicht Herr Federspitzer seines Kummers bald entlediget sehen, wenn er erkennen würde, daß dieses nur eine Scheinglückseligkeit, in der That eine Unglückseligkeit würde gewesen seyn, wann man seinem Gesuch willfahret hätte? Einem Amte, ohne genugsame Kräfte vorzustehen, die dazu erfordert werden, ist eine Unglückseligkeit.

Oft machen wir uns Verdruß, weil wir uns den Verlust, den wir erlitten haben, größer vorstellen, als er wirklich ist. Warum bestimmen wir den Verlust nicht genauer? Warum sehen wir die Sache nicht besser an? Damät betrift ein widriges

Geschicke, seine Climene wirft sich in die Arme des Lucidors. Dem unglücklichen Damát wird diese Liebe hinterbracht. Er wird darüber bestürzt, und zwar heftig. Man sucht ihn zu trösten, aber vergebens. Er wünscht sich den Tod. Der Verlust seiner Schöne ist ihm zu empfindlich. Er glaubt, er habe mehr als eine Welt verlohren. Damát besinnet sich. Er kommt zu sich selbsten. Er siehet seine Ungetreue nicht mehr mit bezauberten Augen an. Er fängt an ihre Vorzüge, und ihrem Reitz, ohne verblendete Blicke, zu prüfen. Er findet ihre Augen nicht mehr so bezaubernd, noch ihre Lippen so reizend. Die Haare fallen jetzt zimlich in das Gelbe. Der Mund ist eben keiner der kleinsten. Das Kinn welches er so oft mit süssester Entzückung streichelnd berührte, erblicket er jetzo etwas lang und zugespitzet. Ihre langsame und schwere Sprache, gibt ihm ein Zeichen einer zimmlichen Einfalt. Damót findet den Verlust würklich weit geringer, als er sich solchen anfänglich einbildete, besonders da sich bey ihr ein treuloßes Herz verrathen hat. Er wird ganz gleichgültig gegen sie. Sein Gemüth ist völlig in Ruhe. Wäre Damát noch weiter gegangen, vielleicht hätte er mehrers entdeckt.

Bißher möchte es wohl ein leichtes seyn, diesen Regeln nachzukommen, aber wie stehet es um solche Fälle, da wir das Widrige unsrer eignen Thorheit zuschreiben müssen? Hier finden sich freylich ungleich grössere Schwierigkeiten; doch wird einer auch hier nicht ganz trostloß bleiben, wenn er Betrachtungen anstellen will. Der beste Rath, den man dafür geben

ben kan, ist dieser: man hüte sich Thorheiten zu begehen, damit man nicht den Lohn seiner eignen Thorheit davon tragen müße.

Niemals ist das Widrige so widrig, daß es gar nichts Gutes bey sich habe, oder zu gar keinem Guten solte Anlaß geben können. Allerwenigstens werden wir dadurch klug gemacht, und lernen auf unserer Hut zu seyn; und das ist schon etwas Gutes. Dadurch kan oft weit grösern Widerwärtigkeiten vorgebeuget werden. Uberhaupt kan ich mir dabey gar viele und mancherley Wege, als möglich vorstellen, wie, eine Sache zu meinem Besten dienen kan. Finde ich nur etwas Gutes, so muß das Widrige schon einen grosen Theil seiner Widrigkeit verliehren. Socius ist in einer Gesellschaft. Er redet etwas unbesonnen, und nimmt Dinge vor, die seinem Charakter zuwider sind. Er kommt nach Haus. Er denkt seinem Bezeugen nach, und findet unanständige Dinge darinnen. Sein Gewissen macht ihn schamroth. Er hält es für etwas Böses, seine Ehre und Ansehen leiden darunter. Er bestraft sich selber wegen seiner Unbesonnenheit. Er nimmt sich vor, in Zukunft alle mögliche Behutsamkeit anzuwenden. Indem er dieses bey sich dachte, wird er froh, weil er aufmerksam worden ist, indem er durch seine leichtsinnige Aufführung gar leicht auf grösere Thorheiten hätte verfallen können, zu gröserem Nachtheil seines Ansehens. Socius siehet dieses, als etwas Gutes an, und vergißt dabey seinen Verdruß.

Bißweilen beunruhigen wir unser Gemüth, weil wir die Zufriedenheit der Seelen nicht wissen zu schätzen. Oft sind es nur Kleinigkeiten, die uns verdrüßlich machen, die einen grösern Einfluß in die Stöhrung unsrer Zufriedenheit haben, als die Sache, worüber wir unruhig sind, in die Stöhrung unsrer Glückseligkeit, und dennoch lassen wir uns beunruhigen. Ist unsere Zufriedenheit nicht höher zu schätzen? Tranquill erfähret von sich ungegründete widrige Urtheile. Unsinn würde es für eine grobe Beleidigung angesehen, und sich deswegen mit einem rachgierigen Herzen beunruhiget haben. Tranquill, der tugendhafte Tranquill, der sich selbsten in seiner Gewalt hat, schätzet seine Zufriedenheit weit höher, als daß er sie dadurch hätte stöhren lassen. Er verachtet großmüthig diese Urtheile, und siehet sie an, als Urtheile der Rasenden.

Wenn das Ubel gleich noch so empfindlich und noch so groß wäre, so hätte es doch noch immer gröser und empfindlicher seyn können. Diese Vorstellung ist vermögend ein unruhiges Gemüth zu besänftigen. Ein gröseres Ubel, so uns nicht betroffen hat, und doch leicht hätte betreffen können, können wir uns, vermöge des, so uns betroffen hat, fast so lebhaft vorstellen, als das, so uns betroffen hat. Die Vorstellung eines grösern Ubels, so uns leicht hätte betreffen können, verdunkelt die Vorstellung des geringern, so uns betroffen hat.

Hat dann der Mensch nur eine Glückseligkeit? hat er nur ein Gutes an sich? Wenn ihm ein Unglücks-

glüksstern erschienen ist, ist denn zugleich seine ganze Glückseligkeit verlohren? Er berechne nur das übrige Gute, so er an sich findet, so wird ihm der Verlust eines Theils desselben weniger empfindlich werden. Was schadet es, wenn du tausend Thaler im Vermögen hast, und verlierest hundert davon? bey neun hundert kan ich ja wohl hundert vergessen. Niemand ist so gering, so arm, so elend, daß er nicht etwas Gutes, etwas Vorzügliches bey sich selbsten fände, vermöge dessen er sich vor andern glückselig schätzet. Ein jeder Mensch hat eine Eigenliebe. Ein Betteljunge siehet etwas Vorzügliches bey sich, welches ihm erst würde Bedenken machen, mit einem andern verwechselt zu werden. Warum berechnet man dieses Gute nicht besser, wenn man Verlust hat? Ein Kanfmann tröstet sich mit dem andern Schif, wenn das erste zu Grunde gegangen ist. Könnte sich Dorinde nicht frey machen von dem Verdruß, den ihr der Banquerot ihres Vaters gemacht hat, weil sie ihre reiche Aussteuer verlohren hat, auf die sie sich verlies? Wäre ich Dorinde, ich berechnete mein übriges Vermögen desto höher. Sie hat ja noch mehr. Ich brächte meine schwarze Augen, meine zärtliche Lippen, und ich weis nicht was, in Anschlag.

Die Salbe: Solamen miseris socios habuisse malorum, ist noch nicht so alt, noch nicht so verrochen, daß sie ihre heilsame Kraft gänzlich solte verlohren haben, wenn nur das Wort miseris recht gebraucht wird. Miseris, heißt nicht nur: denen, welche in Elend sind, sondern es kan auch

heißen: denen, die ein krankes und schwaches Gemüth haben. Diese sind auch elend.

Nicht allemal ist der Verdruß und die Widerwärtigkeit so beschaffen, daß sie viele und lange betrübte Folgen nach sich ziehen solte. Oft können wir dem Ende des Verdrußes schon entgegen sehen, und es mit unsern Augen erreichen. Kan wol ein Kranker seinen Schmerzen noch achten, wenn er gewiße Hofnung hat, die angenehmen Tage der Gesundheit seyen schon vorhanden? Wird die Ruhe, die auf die Unruhe folget, nicht tausendmal süsser schmecken, als die immer fortwährende Ruhe? Wie viel muß nicht diese schmeichlende Hofnung vermögen?

Es ist wahr, das, was unsere Sinnen gegenwärtig in Bewegung setzet, hat einen stärkern Eindruck in unsere Seele, als die Vorstellung des Abwesenden. Aber, hat denn unsere Seele keine Kraft mehr, ihre Aufmerksamkeit nach und nach von einem Gegenstand abzuziehen, und auf einen andern zu richten? Wenn wir damit anhalten, sollte nicht endlich das, was uns gegenwärtig Verdruß machet, vergessen werden können? Wir können ja unsere Sinnen auf angenehmere Dinge richten.

Sehen Sie, meine Herren! das sind meine unvorgreifliche Gedanken, wie der Verdruß könnte bestritten werden, der uns oft unnöthiger weise beunruhiget. Es sind freulich einige Vorschläge gering, aber es sind ja auch die Ursachen des Verdrusses

ſes gering. Solten ſie wohl nicht leicht können zur Ausübung gebracht werden?

E. * * *

VI. Rede von dem Nutzen der Mathematick in der Beredſamkeit, bey ſeinem Eintritt in die Geſellſchaft gehalten

von U. . .

Sie haben eine Geſellſchaft aufgerichtet, welche den rühmlichen Vorſatz gefaſſet hat, den Flor der ſchönen Wiſſenſchaften zu befördern. Sie liefern Ihre Bemühungen in teutſcher Schreibart, und entwerfen Ihre Gedanken nach den Regeln einer geſunden Redekunſt. Man erkennet, daß Ihre Abſicht fürnemlich dahin gehe, unſere Mutterſprache zur mehrern Vollkommenheit zu bringen. Es hat Ihnen gefallen, auch mir die ſonderbare Ehre zu erweiſen, und auf mein Anſuchen diejenigen Rechte zu ſchenken, mit welchen Ihre Mitglieder prangen. Sie fordern nun von mir, und Sie fordern es mit allem Rechte, daß ich eine Probe ablege, wie weit ſich meine Erkenntnis in den Wiſſenſchaften, und beſonders mein Vermögen in der Beredſamkeit erſtrecket. Die weiſe Ordnung und die wohl ausgeſonnene Geſetze, nach welchen ſie ſich zu richten entſchloſſen ſind, und vor welche ich gleichfalls alle Hoch-

achtung trage, befehlen mir, und was für ein rühmlicher Befehl ist dieses für mich? das erstemal persönlich zu erscheinen, und in dieser hochansehnlichen Versammlung aufzutretten. Hätte ich mich zum wenigsten auf die mittlere Stuffen der Gelehrsamkeit geschwungen; Hätte ich nur eine etwas hinlängliche Fähigkeit eines Redners erlanget; Hätte ich Zuhörer vor mir, welche auch mit einer halb guten Rede zufrieden wären, so würde ich es für das gröste Vergnügen achten, Ihrem Befehl Folge zu leisten. Allein das geringe Maaß meiner Kräffte ist mir nur allzuwohl bekannt, als daß ich mir schmeichle, ich werde der Einsicht derer, mit welchen ich es jezund zu thun habe; Männer, die Ihren Verstand zur Reife gebracht, und sich in allen Theilen der Gelehrsamkeit umgesehen haben, ein Genügen leisten können. Ich gestehe es, ich halte mich selbst für verwegen, und es überfället mich billig ein Zweifel, ob ich nur einiger massen das zu leisten im Stande seyn möchte, was Sie von mir erwarten. Indem ich die Gefahr, in welche ich mich begebe, in meinem Gemüth überdenke, so wollte ich lieber schweigen, und einem aus Ihrem Mittel meine Aufmerksamkeit widmen, wenn ich nicht den Befehl, die Ordnung und die Gesetze dieser Hochlöblichen Gesellschaft beleidigen würde. Jedoch ich muß (so zu reden) aus zweyen Ubeln das Geringere erwählen, und eine unvollkommene Rede halten, damit ich mir nicht diesen gerechten Vorwurf von Ihnen zuziehe. Die unschäzbare Gunst, deren Sie mich würdigen, erwecket das Vertrauen in mir, Sie werden noch zur Zeit mit meiner Schwachheit Gedult haben. Und

der

der Satz, den ich auszuführen gesonnen bin, lässet mich die Hoffnung fassen, Sie werden mir um seiner Wichtigkeit willen auf eine kurze Zeit Dero geneigtes Gehör gönnen. Ich will Ihnen den Nutzen vorstellen, welchen sich ein Redner aus der Erlernung der Mathematick erwerben kan. Diese Materie kan Ihnen als Verehrern der schönen Wissenschaften nicht unangenehm seyn, und weil ich mir dieses zum Voraus versprechen darf, so schreite ich mit desto grösserem Muthe zur Ausführung meines Vorhabens.

Es wird unnöthig seyn, eine weitläuftige Erklärung meines Satzes, worauf ich mein Augenmerk gerichtet habe, voraus zu schicken. Ich bin versichert, Preiswürdige Mitglieder, Sie machen sich einen viel zu richtigern Begriff von der Mathematick, als daß ich von Ihnen eine Vermengung dieser göttlichen Wissenschafft mit einer oben hinnigen Erkenntnis derselben, oder mit einer etwelchen Erfahrung darinnen vermuthen sollte. Nur allein die Geometrische Figuren auf dem Papier zeichnen, oder ein Feld abmessen, oder eine Sonnenuhr verfertigen, oder ein Gebäu oder eine Festung abreisen, oder durch vieles Versuchen endlich eine Maschine herausbringen, oder etwas anderes dergleichen ins Werk stellen können, trifft man auch bey geschickten Handwerkern an, und verdienet noch keine gründliche Erkenntnis der Mathematick genennet zu werden. Sie fäßet etwas mehreres in sich als nur dieses. Eine Wissenschaft alles auszumessen, was sich ausmessen lässet; Eine Einsicht der Grössen, d. i. derjenigen Dinge, die sich vergrösern oder verkleinern lassen;

Eine

Eine Fertigkeit des Verstandes alles unwidersprechlich aus den ersten Gründen zu erweisen, was sich in den Grösen und Kräften der wirklichen Dinge bebefindet; Eine Geschicklichkeit, die dahin gehörigen Wahrheiten durch eigenes Nachsinnen zu erfinden, das ist der Begrif der Mathematick in seiner Bedeutung. Und dieses von dem höchstgütigen Wesen seinen vernünftigen Geschöpfen verliehene Geschenk; Diese fruchtbare Mutter so vieler menschlichen Vortheile ist es, von welcher ich mich anheischig gemachet, den Nutzen zu zeigen, welcher aus der Erlernung derselben auf die Ausübung der Beredsamkeit fliesset. Worinnen aber bestehet diese letzere Wissenschaft? Sie, hochgeschätzten Gönner! welche sich bereits mit dieser edlen Kunst so genau bekannt gemachet haben, wissen selbst, ohne daß ich es sagen darf, daß jenes Schulgeschwätz, oder die ehemals übliche Sophisterey allzuweit von der wahren Beredsamkeit unterschieden sey. Der Schein ist nicht die Sache selbst, und vernünftige Gemüther achten den äusserlichen Glanz von keinem so großen Werthe, als das innerliche Wesen eines Dinges. Hat zuweilen der Unverstand der Menschen elende Wäscher, die ihre nichtswürdige Waare als gültig verkaufen, mit vielen Lobsprüchen angepriesen, und ist es öfters bey Unwissenden so weit gekommen, daß sie ihnen zu Gefallen einen Hauffen Schmeicheleyen verschwendet, so weis ich, Hochgeneigte und Hochzuehrende Herren, Sie eignen keinem solchen den Ruhm eines ächten Redners zu. Sie verstehen mit mir durch die Beredsamkeit nichts anders, als eine Geschicklichkeit, einen Satz deutlich, ordentlich, zierlich und gründlich auszufüh-

zuführen, und solchen seinen Zuhörern lebhaft und nachdrücklich vorzutragen. O wie viel wird demnach von einem Redner erfordert! wie viele gute Eigenschaften muß er nicht an sich haben! Es ist ihme nicht erlaubt, die Anwesende mit leeren Worten abzuspeisen. Man erwartet gute Gedanken, reine Ausdrückungen, erhabne Worte, künstliche Redens-Arten, sinnliche Vorstellungen, tüchtige Beweise, schickliche Zeugniße und Beyspiele von ihm. Er muß eine grose Scharfsinnigkeit, eine starke Einbildungskraft, einen lebhaften Witz, ein gutes und getreues Gedächtnis besitzen. Wem die Natur diese Gaben versaget hat, der wird nimmermehr zu einer solchen Fertigkeit, als zu einem Redner gehöret, gelangen. Jedoch derjenige, bey welchem sich einmal diese Gemüthskräfte, auch nur im geringen Maaße finden, kan dieselbige durch fleißige Ubung in andern Wissenschaften vollkommener machen, und durch deren Hülfe sich in die Verfassung setzen, die einen Redner nöthig ist. Ich getraue mir nun zu behaupten, daß ein angehender Redner in seinen Bemühungen vor andern glücklich ist, wenn er insonderheit die Mathematick vorher erlernet. Und eben das ist der Nutzen, von welchem ich zu reden, mich entschlossen habe.

Die Warheit will Gründe haben, und die, so sich derselben gewehet, lassen sich nicht durch Worte, die ohne Beweiß über die Zunge eilen, von einem noch unausgemachten Satze überreden. Sie können nun billig den Beweiß dessen von mir fordern, was ich erhärte, und ich bin auch bereit, Ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die ich selbst von andern

verlangen würde. Ich habe vorhin Erwähnung gethan, daß zur Beredsamkeit eine grosse Scharfsinnigkeit, eine starke Einbildungskraft, ein lebhafter Witz und ein gutes Gedächtnis gehöre. Mehr kan man von einem guten Redner nicht fordern, und wenn er mit diesen Gaben ausgezieret ist, so hat er alles, was er haben soll. Ich zweifle auch im geringsten nicht, Sie sind mit mir hierinnen vollkommen einstimmig. Wenn ich nun darthue, daß die Mathemathick alle diese Kräfte zur Reife bringe, so werde ich mein Versprechen leisten. Es kommt also nur darauf an, daß ich meinen Satz durch genugsame, durch tüchtige, durch unumstösliche Gründe rechtfertige. Ob ich solches zu bewerkstelligen im Stande seyn werde, da verzweifle ich an mir selbsten. Ich will mich wohl bemühen, so viel mir möglich ist, den Nutzen der Mathematick in der Beredsamkeit lebhaft genug abzuschildern. Ich will alle meine Kräfte aufbiethen, um diese wichtige Warheit mit Beweisthümern zu unterstüzen. Jedoch meine gute Sache wird selbst für mich reden, und das übrige, so meiner Ausführung mangeln wird, überlasse ich Dero klugem Urtheil. Ich schicke mich demnach an, meine Beweiß-Gründe, so viel ich im Sinn habe, anzubringen, und es wird um mehrerer Deutlichkeit willen nicht undienlich seyn, wenn ich bemeldte Eigenschaften eines guten Redners einzeln betrachte, und den Einfluß der Mathematick in eine jede besonders darstelle.

Zu einem Redner wird vor allen Dingen eine grosse Scharfsinnigkeit erfordert, und was heissen wir Scharfsinnigkeit? Diese ist eine Fertigkeit, viel

an

an einem Dinge wahrzunehmen, und sich von jeder vorkommenden Sache in der Geschwindigkeit einen deutlichen Begrif zu machen. Eine Rede ohne einem scharfsinnigen Wesen gleichet einer Laterne, worinnen kein Licht brennet. Ein Redner muß auf alles Achtung geben, was bey einer jeden Sache in allerley Umständen, bey allerhand Zuhörern, zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten, zu seinem Vortheile oder Nachtheile gereichen kan. Er muß geschickt seyn, die verborgensten Dinge zu entdecken, und mit hellem Lichte zu umleuchten. Er muß, seine Säze deutlich erklären, und bündig zu beweisen, vermögend seyn, damit er allem Mißverstande vorbauen, und sich wider die Einwürfe Widriggesinnter verthendigen möge. Nichts verführet uns leichter auf die falsche Beurtheilung einer Sache, und hindert uns scharfsinnig zu werden, als wenn wir uns durch Vorurtheile besiegen lassen. Nichts ist der menschlichen Erkenntnis schädlicher, als wenn wir uns mit Meinungen schleppen. Nichts stehet dem Lichte des Verstandes mehr im Wege, als wenn man der Einbildung zu viel trauet. Diese Dinge verblenden uns die Augen, und umgeben uns mit einem Nebel, welcher die Seele in eine solche Verwirrung setzet, daß uns offtmahls das helleste Tageslicht dunkel und verdecket bleibet. Eine mit Meinungen angefüllte Rede ist, wie ein Irrlicht, welches wol in der Ferne leuchtet; wenn man es aber in der Nähe betrachtet, allen Schein verliehret. Ein Redner muß einen vom Aberglauben, von Meinungen, von Vorurtheilen gereinigten Verstand besitzen, damit er nicht seine Zuhörer auf gleiche Irr-

wege verleite. Sie werden also, theuerste Gönner, eingestehen, daß zu einem Redner eine grose Scharfsinnigkeit erfordert werde. Ist aber nicht die Mathematick eine solche nüzliche Kunst, die ihren Liebhabern diese Fertigkeit zuwegen bringet? Sie ziehet den Verstand von solchen Dingen ab, welche in die Sinne fallen, und versetzet unsern Geist in den glüklichsten Zustand, wo er von den Banden, die ihn sonsten fesselten, befreyet ist. Nichts wird in derselben ohne genugsame Erklärung; nichts ohne tüchtige Beweise angenommen. Sie dringet überall auf deutliche Begrife, überall auf die wahren Gründe und Ursachen. Ihre Lehrart bauet die Beweise auf vorher schon erwiesene Warheiten, und henget eine Reihe Schlüse zusammen, welche alle auseinander fliesen. Diese Kette gehet bis auf die ersten Gründe der menschlichen Erkenntnis fort, und beruhet endlich auf solchen Säzen, deren Warheit einem jeden ohne Beweiß in die Augen fället. Muß nicht derjenige, welcher sich mit der Mathematick beschäftiget, lernen viel an einem Dinge wahrzunehmen? Muß er sich nicht gewöhnen, von den vorhergehenden Säzen sich in der Geschwindigkeit einen deutlichen Begrif zu machen, wenn er die Warheit seines gegenwärtigen Satzes einsehen will? Auf solche Weise erhellet, daß die Mathematick ihre Freunde scharfsinnig mache, und daß man in diesem Stücke zur Beredsamkeit guten Grund lege, wenn man die Mathematick vorher treibet.

Aber sind das die Vortheile alle, welche diese edle Wissenschaft einem Redner verspricht? Nein,

theuerste Gönner; Ich habe mit Fleis hinzugesetzet: in diesem Stücke. Es sind deren noch mehrere, und Sie werden mir erlauben, daß ich auch diese Ihnen etwas umständlicher vor Augen stelle. Ich habe mir einmal vorgenommen, der Mathematick eine Lobrede zu halten, und sie ist es werth, daß ihr Ruhm nicht verschwiegen bleibet, weil sie zur Beförderung der menschlichen Glükseeligkeit ein Groses beyträget. Sie selbsten werden sich keine geringe Vortheile daraus versprechen können, wenn Sie mit mir den herrlichen Nutzen derselben in der Beredsamkeit etwas nachdrüklicher überdenken. Ich will demnach in meinem Vorhaben fortfahren. Ich will eilen, damit ich Ihre Geduld nicht mißbrauchen möge, und das, was ich noch zu sagen habe, kurz zusammen fassen. Ein Redner muß ferner mit einer starken Einbildungskraft begabt seyn, und diese ist eine Fähigkeit, sich Bilder von Dingen als gegenwärtig vorzustellen, welche nicht zugegen sind. Die Einbildungskraft hat eine genaue Regel, wornach sie sich beständig richtet. Wenn wir uns einen Begrif von einer Sache machen, die etwas mit einer Empfindung, welche wir vorher gehabt, gemein hat, so kommt uns auch diese zugleich wieder vor. Ein Redner, der eine starke Einbildungskraft besitzet, hat desto mehr Einfälle, je mehr er seinen Säzen nachdenket. Er bringet durch die Verbindung seiner Begrife ganz neue Vorstellungen heraus, die allezeit gut sind, wenn sie die Prüfung einer gesunden Beurtheilungskunst überstehen können. Dieses verursachet, daß er den Vorwurf einer trocknen und magern Schreibart vermeidet, und äusserlich alles

durch einen muntern Vortrag beleben kan. Man siehet also, daß ein Redner mit einer starken Einbildungskraft versehen seyn müsse. Aber auch diese Gemüthskraft wird durch die Mathematick ungemein erhöhet und aufgeklärt. Sie stellet die Begrife der Sachen, womit sie umgehet, unter gewissen Bildern vor, und durch das Anschauen derselben muß man sich die Sachen selbst, ob sie gleich nicht vorhanden sind, als gegenwärtig einbilden. Die Rechenkunst leget uns gewisse Zeichen vor Augen, wodurch sie die auf- und absteigende Grössen andeutet. Die Geometrie mahlet uns Figuren ab, und bezeichnet dieselben mit Buchstaben, welche sie auch in ihren Beweisen behält, und uns dadurch die Begrife der Sachen selbst abschildert. Was soll ich erst von der Algebra, der so hochbelobten Kunst, der so Weltgepriesenen Wissenschaft sagen? Wie ungleich mehr machet nicht diese der Einbildungskraft zu schaffen? Sie liefert uns ihre Warheiten in lauter Bildern, Zeichen und Buchstaben, worunter wir die Sachen selbst, wovon sie handelt, verstehen müssen. Sie lehret uns, wie wir diese Zeichen, d. i. die Sachen die sie andeuten, in der Einbildung, zusammen setzen, oder von einander absondern, oder mit einander vergleichen, oder von einem auf das andere schliessen sollen. Und so lernen wir, tausend Warheiten herausbringen, welche wir in vielen Jahren nach einer andern Lehrart nicht erkannt hätten. Sie sehen also ein, daß die Mathematick die Einbildungskraft erweitere. Wer sich diese Fertigkeit, wovon ich rede, erwerben will, der wird in seinem Geschäft sonderlich glüklich seyn, wenn er es bey Nachtszeit

im

im Finstern vornimmt. Da können keine Bilder von den umstehenden Dingen in die Sinne fallen, und mit ihren Empfindungen das Nachdenken stöhren. Hiezu aber ist nichts so dienlich, als die Mathematick, wenn man sich ihre Rechnungen, ihre Figuren, ihre Beweise in gehöriger Ordnung, gleich als wenn sie auf dem Papier für den Augen stünden, im Sinne vorstellet. Wem, der sich nur ein wenig in den mathematischen Wissenschaften umgesehen hat, ist jener berühmte Mathematicker, Johann Wallis unbekannt? Dieser brachte es durch solche Ubung so weit, daß er die Quadrat-Wurzel aus einer Reihe von zwanzig bis dreyßig Zahlen im Sinne herauszuziehen vermögend war. Es ist also an dem, daß die Mathematick die Einbilbungskraft vergrösere, und daß ein Redner in seinen Bemühungen guten Fortgang spühre, wenn er die Mathematick vorher studiret.

Ich will mich bey dieser Sache, welche klärer als das hellscheinende Sonnenlicht ist, nicht länger aufhalten, und in meinem Vorhaben weiter gehen. Ein Redner muß weiters eine Fertigkeit haben, schöne Gleichnisse, verblümte Redensarten und gute Einfälle ausfindig zu machen. Er muß demnach im Stande seyn, die Aehnlichkeiten der Dinge wahrzunehmen. Denn die Gleichnisse, so er vorbringet, müssen mit den verglichenen Sachen eine Aehnlichkeit haben, und die verblümte Redensarten sind eigentlich nichts anders als gewisse Gleichnisse. Die Einfälle aber werden, vermöge der Einbildungskraft, hervor gebracht, welche allezeit auf

die Aehnlichkeit der Dinge, der Begrife, der Wörter u. s. f. siehet. Wer die Gabe hat, die Aehnlichkeiten der Dinge wahrzunehmen, deme eignen wir einen lebhaften Witz zu. Bey einem Redner muß sich also auch diese Gemüthskraft in einem etwas höhern Grade zeigen, und sie wird gleichfalls durch die Mathematick geschärfet. Sie lehret uns am besten, wie wir die Aehnlichkeiten der Dinge wahrnehmen sollen. Sie untersuchet, wie und worinnen Dinge miteinander überein kommen, indem sie Vergleichungen unter ihnen anstellet, eines für das andere setzet, und von einem auf das andere schlieset. Ihre Regel, wornach sie sich richtet, und welche ihr vor andern Wissenschaften eigen ist, bestehet darinnen, daß wenn zwo Sachen in einem dritten übereinkommen, sie auch mit einander selbsten übereinkommen. Und da die Erfindungskunst mit einem lebhaften Witze vergesellschaftet ist, so giebt die Mathematick nicht weniger, auch diese sich zu erwerben, genugsamen Anlaß. Man lernet durch Hülfe derselben, nicht nur die von andern schon erfundene Warheiten entdecken; sondern man wird noch über das geschickt, selbst neue Warheiten zu erforschen. Urtheilen Sie nun, hochgeneigteste und hochzuehrende Herren, ob nicht die Mathematick den Witz vollkommener mache, und ob nicht ein Redner grossen Nutzen aus der Erlernung derselbigen schöpfe.

Es ist noch eine Eigenschaft eines guten Redners übrig. Er braucht auch ein gutes und getreues Gedächtnis. Ich will damit nicht behaupten, als ob ein Redner allezeit, seine Reden von Wort zu

Wort auswendig zu lernen und ohne Anstoß herzusagen im Stande seyn müsse. Wenn dieses von ihm gefordert wird, so hat er es um so viel mehr nöthig. Ich will nur so viel sagen: Er muß sich guter Gedanken, lebhafter Bilder, reiner Ausdrükungen, gründlicher Beweise, bewährter Zeugnisse und Exempel die er ehemals erkannt, und die zur Erläuteruug und Bekräftigung seines Satzes dienen, erinnern können. Was hülfe es einem Redner, wenn er noch so vieles gelesen und erlernet hätte, wenn er es nicht auch behalten und zu seinem Vortheile wieder anwenden könnte? Niemand wird mir also in Abrede seyn, daß ein Redner ein gutes und getreues Gedächtnis haben müsse. Aber auch dieses Vermögen der Seele wird durch die Erlernung der Mathematick eben so wohl, als die oben berührte Kräfte, verbessert. Wenn Sie mir bisher, theuerste Mitglieder, vollkommen eingestanden, daß die Mathematick ihren Verehrern in Ansehung der Scharfsinnigkeit, der Einbildungskraft und des Witzes vortreflich nüze, so werden Sie vielleicht hier einigen Zweifel hegen, ob die Mathematick dem Gedächtniß aufhelfen könne? Sie werden sich solches ohne Beweiß nicht aufdringen lassen, und ich bin viel zu gewissenhaft, als daß ich Ihnen solchen verschweige. Es wird aber wenig Mühe brauchen, diese Warheit darzuthun. Ich darf mich nur abermals auf die Lehrart und den Vortrag, deren sich die Mathematick bedienet, beruffen. Weil ihre Warheiten alle aus einander fliesen, und die folgende Säze auf die vorhergehenden gebauet sind, so muß derjenige, welcher in der Mathematick fort-

kommen will, immer das vorhergehende im Sinne behalten, wenn er das folgende verstehen soll. Es müssen ihm die Erklärungen, Grundsäze, Erfahrungen u. d. welche schon einmal da gewesen sind, wieder einfallen, wenn er die Beweise, die sich auf dieselbigen gründen, gehörig abmessen, und von der Wahrheit, um die es zu thun ist, überzeuget werden soll. Ist nun das Gedächtnis nichts anders, als das Vermögen unsrer Seele, Gedanken die vorhin entstanden sind, wieder erkennen, daß wir sie schon gehabt, wenn sie uns aufs neue vorkommen, so leuchtet daraus zur Gnüge hervor, daß die Mathematick dem Gedächtnis vortheilhaft, und ihre Erlernung einem Redner nüzlich sey.

Jedoch nichts ist so vollkommen, welchem nicht Uebelgesinnte einem Fehler anzudichten sich unterstehen. Keine Warheit ist noch unangefochten geblieben, und eine jede Wissenschaft hat ihre Feinde gefunden. Was Wunder, daß die Mathematick gleiches Schicksal zu allen Zeiten erfahren müssen? Es wird der Mühe werth seyn, die Einwürfe zu beantworten, welche man wider meinen bisher ausgeführten Satz machen kan, damit nicht andere, denen es an genugsamen Lichte fehlet, auf gleiche Vorurtheile verfallen mögen.

Die Zweifel, welche mit meinem Satze zu streiten scheinen, sind folgende. Man wendet ein: die Mathematick gehe mit lauter von den Sinnen abgezognen Begrifen um, welche zu nichts taugten, als den Verstand mit unnüzen Grillen anzufüllen.

Ein

Ein Redner aber dürffe mit nichts weniger, als mit leeren Spitzfindigkeiten aufgezogen kommen. Diese armselige Kunst, welche in den alten Zeiten geherrschet, habe längstens ihren Werth verlohren, und sey der heutigen Welt, die ihre Eitelkeit erkannt, zum Eckel worden. Ein Redner müsse die Verbesserung des Verstandes und Willens seiner Zuhörer zu seiner Hauptabsicht machen, und sein Augenmerk auf nüzliche Warheiten richten, die einen Einfluß in die menschliche Handlungen hätten. Er müsse sinnliche Vorstellungen, lebhafte Begrife u. d. vorbringen. Unnöthige Klage! Vergebliche Beschuldigung! Es ist wahr, daß die Mathematick mit vielen subtilen Dingen umgehet. Aber ich habe nirgends behauptet, daß ein Redner dergleichen Sachen seinen Zuhörern vortragen soll. Mein Satz gehet nur dahin, er soll die Mathematick lernen, damit er seine Gemüthskräfte verbessere. Und ist hiezu etwas dienlichers, als wenn man sich mit Ergründung subtiler und von den Sinnen abgezogener Begrife beschäftiget? Es fället demnach der Einwurf miteinander über den Haufen, daß die Mathematick einem Redner schädlich sey, weil sie leere Spitzfindigkeiten abhandele. Gesetzt auch: es kämen darinnen manche unnüze Dinge vor, soll um deren willen diese ganze Wissenschaft zu verwerfen, und folglich einem Redner nicht anzurathen seyn? Genug, daß unzehlig mehrere Sätze in der Mathematick anzutreffen sind, welche ihren Verehrern, und also auch einem Redner, der sich vorher darinnen übet, herrliche Vortheile verschaffen.

Doch die Feinde der Mathematick suchen alles auf, ihrem Ruhme Abbruch zu thun. Sie können absonderlich die Lehrart derselben nicht vertragen, und meynen, wenn ein Redner die Mathematick vorher treibe, so würde er sich stillschweigens an ihre Lehrart gewöhnen, und seinen Vortrag in den Reden nach dieser einrichten. Allein sie seye allzustrenge, trocken, mager und gebunden, als daß sie sich für einen Redner schicke. Er sey schuldig, sich eines anmuthigen, freyen, ungebundnen und muntern Vortrags zu befleisigen. Auch diese Beschuldigung ist viel zu gering, die Warheit zu untergraben und umzustürzen. Was wollen sie sagen, wenn sie verbiethen, der Redner soll seinen Vortrag nicht nach der mathematischen Lehrart einrichten? Soll es so viel bedeuten, als er darf seinen Satz nicht deutlich genug erklären; er darf seinen Satz nicht durch hinlängliche Gründe rechtfertigen, und mit tüchtigen Beweißthümern unterstützen, so wird jeder Verständiger dieses im höchsten Grade mißbilligen. Soll es aber so viel heisen, als ein Redner soll nicht so, wie die Mathematicker pflegen, verfahren, welche zuvorderst von allen ihren Säzen Erklärungen geben, hernach aus diesen Grundsäze ziehen, sodann daraus ihre Lehrsäze beweisen, ferner aus diesen allen wiederum noch den schärfsten Regeln der Vernunftlehre, einen Satz nach dem andern folgern, und endlich, wenn sonst noch etwas zu erinnern ist, Anmerkungen hinzusetzen; so werden alle vernünftige Gemüther ihnen in dieser Sache vollkommen Beyfall geben. Aber ein Redner muß sich die mathematische Lehrart, sie mag seyn, wie sie will, be-

kannt machen, nicht daß er sie auf dem Catheder anwenden, sondern daß er durch sie geübte Sinnen bekommen möge. Was kan die Mathematick dafür, daß viele Klüglinge in ihren Reden sich dieselbe zum Muster gemacht, und so gar Predigten nach ihrer Vorschrift abgehandelt haben. Nimmermehr wird man diese Thorheit der Mathematick, sondern dem Mißbrauche derselben, zuschreiben können.

Allein die Widersacher der Mathematick sind auch damit noch nicht zufrieden. Sie gehen weiter und geben vor, die Zeit der Jugend, welche man auf das Studiren wenden müsse, sey zu kurz, daß man kaum mit dem Hauptwerke zu Ende komme; geschweige denn, daß man Nebendinge gehörig begreifen lerne. Ein Redner müsse sich vor allen in der Beredsamkeit festsetzen, als welche zu seinem ordentlichen Berufe erfordert werde, und sodann möge er sich gleichwol die Kunstgrife bekannt machen, die ihme andere Wissenschaften, und folglich auch die Mathematick, an die Hand geben. Wenn ein Soldat alsdann erst Unterricht begehret, wie er den Säbel führen, oder die Flinte loßbrennen soll, wenn der Anfang zum Treffen gemachet ist, so wird sein Eifer zu spate seyn. Man muß die Kunstgrife schon innen haben, wenn man an das Werk schreiten will, sonst wird alle vorhin angewandte Mühe vergeblich seyn. Ein Redner muß bereits eine grose Scharfsinnigkeit, eine starke Einbildungskraft, einen lebhaften Witz, ein gutes Gedächtnis mitbringen, wenn er mit seinen Bemühungen Ehre einlegen will. Durch die blose Ubung in Ausarbeitung mancher

Reden wird er mit langsamen Schritten dazu gelangen. Die Erlernung aber anderer Wissenschaften, und also auch der Mathematick, kan er allen seinen Fleiß erleichtern und die vorkommenden Beschwerlichkeiten versüssen. Die alten griechischen Weltweisen haben dieses längstens als nüzlich erkannt. Sie vergönneten Niemand den Zutritt in ihre Hörsäle, der sich nicht vorher in der Mathematick umgesehen hatte, und solchem löblichen Beyspiele haben heut zu Tage die Franzosen und Engelländer nachgeeiffert. Ohne Zweifel haben sie solche rühmliche Gewohnheit aus dieser Absicht eingeführet, weil sie versichert waren, daß die Mathematick den menschlichen Verstand zur Erlernung der übrigen Wissenschaften vorbereite.

Aus diesem Grunde halte ich nun auch die Mathematick für eine nöthige und nüzliche Kunst, welche ein Redner vorher erlernen soll, weil sie ihm zu seinem Vorhaben den Weg bahnet. Die Vorsehung hat den Lauf der Dinge in der Welt so bestimmet, daß eines dem andern die Hand biethet. Ein Weiser richtet seine Handlungen nach dieser Ordnung ein, und lässet sich durch keine Arbeit, die er vorher übernehmen muß, ehe er zu seinem Zweck gelanget, abschrecken. Findet sich macher Widerstand, so ist ihm solcher ein neuer Sporn, der ihn ermuntert, desto emsiger in seinem Unternehmen fortzufahren. Zeigen sich steile Berge, so wird er nicht müde, solche zu übersteigen. Wie reich wird am Ende die Erndte seines Fleises seyn, wenn die Saat vorhin so sauer gewesen ist? Und so ist es dann auch mit der

Erler-

Erlernung der Beredsamkeit beschaffen, von welcher ich Ihnen bisher, preiswürdige Mitglieder, erwiesen habe, daß zur Erleichterung derselben die Uebung in den mathematischen Wissenschaften ein groses beytrage. Es ist nun Zeit, daß ich meine Rede abbreche, und diesen Ort wieder verlasse. Ich empfehle demnach meine geringe Arbeit einer geneigten Aufnahme und Beurtheilung von Denenselben ganz gehorsamst; mich aber Dero fernern Gunst und Gewogenheit mit derjenigen Hochachtung, welche ich Zeitlebens Ihnen erweisen mich äuserst bemühen werde.

U. . . .

****

VII. Den Tod seiner herzlichgeliebten Schwester welche in 12. Stunden nach überstandenen Geburtsschmerzen von einer grosen Anzahl noch unerzogener Kinder hinweg starb, beweinte durch nachstehende Ode.

Johann Georg Löblein.

Ach Schwester mir im Tod erscheinend,
So wie Dein Aug ersterbend brach,
Mit Schluchzen, und gen Himmel weinend,
Seh ich dir bang und sehnlich nach.
Ein Thränenbach hemmt meine Blicke.
Wo ich von Dir verlassen bin:
Zur Erde kehr ich sie zurücke,
Und wein ihn auf die Erde hin.

Ja, Schwester, o laß Dich so nennen!
Noch ist der Nahme mir nicht kund,
Wobey Dich jezt die Engel kennen;
Ihn spräch auch nicht mein irdscher Mund.
Ja, wenn Du aus den hohen Sphären
Noch auf dieß ferne Niedre siehst,
So sieh auch hier die treuen Zähren,
Wovon um Dich mein Auge fließt.

O sieh die Zeugen zarter Liebe,
Die Dir mein redlich Herz geweiht.
Geweiht? Sie folgt mit heisem Triebe
Dir nach bis in die Ewigkeit.
Noch zahlt sie nicht die reinen Flammen,
Die Du für mich genähret hast.
Wer will nun meinen Schmerz verdammen!
Die mich so stark geliebt, erblaßt.

Ich will – ich will Dein Angedenken
In meine Schmerzerfüllte Brust,
Tief, auch der Zeit zu tief versenken;
Da seys untilgbar aller Lust.
Dein edles Herz voll sanfter Güte;
Ach viel zu früh deckt es der Stein!
Dein zärtlichschwesterlich Gemüthe
Soll mir auf ewig schäzbar seyn.

O welch ein ängstlich wimmernd Sehnen
Erfüllt mein Ohr. Sechs Waisen! Ach!
Wie rührend sind mir eure Thränen!
Der Säugling weint dem Aeltsten nach.
Beweine nur die dich gebohren,
Da dir die Milch ins Grab entrinnt;
Du hast sie durch dich selbst verlohren,
Unschuldigtödlich Schmerzenskind!

Dort steht der Wittwer an der Bahre,
Bey bangem Tiefsinn schaut sein Blick
Auf seiner Eh vergnügte Jahre
Mit starrer Achtsamkeit zurück –
Jetzt stöhrt ihn zarter Kinder Klagen
In seiner bittersüssen Müh;
Er hört sie nach der Mutter fragen,
Vergißt sich selbst, und weint um Sie.

Hier ächzt in Boy und Flor verhüllet
Der grauen Aeltern liebreich Paar.
Er, selbst von regem Leid erfüllet,
Nimmt tröstend ihrer sorgsam wahr.
Der Gram durchwühlt die schwachen Nerven,
Und stürmet tödlich auf ihr Herz –
O Anblik kann ich dich entwerfen?
Gnug! hier verstummt mein Mund für Schmerz.

Doch, gänzlich soll er noch nicht schweigen;
Er muß erst von der Traurigkeit,
Die mein Geschwister fühlt, noch zeugen:
Ich messe sie nach meinem Leid.
Mein GOtt! wie scharf wird dieß empfunden!
Nicht nur der eigene Verlust;
Der nächsten Anverwandten Wunden
Durchpeinigen, vereint, die Brust.

Nun schweigt, ihr bangen Trauertöne!
Hier ende sich mein kläglich Lied!
Doch halt! was willst du neue Thräne?
Mein Wunsch, um was bist du bemüht?
Willst du die Schwester wieder haben?
Verwegner! was die Vorsicht thut:
Ihr Nehmen ist, wie ihre Gaben
Stets, wenn gleich unbegreiflich, gut.

Die häufigen und zum theil dem Verstand nachtheiligen Fehler, welche, ohne Verschulden der Verfasser, in diesen sechs Stücken eingeschlichen sind, sollen, mit dem nächstfolgenden neuen Stück, auf einem besondern Blat den Herren Lesern getreulich angezeiget werden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gesammlete Früchte der Bemühungen der zu Oettingen im Ries vereinigten Gesellschaft der schönen Wissenschaften

Bd.: 6.

Nürnberg 1753

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Enc 1090 -6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11246137-1
VD18 80264220-001